

The background features a collage of Hebrew text in various colors (green, blue, red, grey) and sizes, overlaid with large, semi-transparent, overlapping shapes in the same color palette. The text includes words like 'עקבות' (Footprints), 'חיים' (Life), 'צעירים' (Young), 'התכונה' (The characteristic), 'הציבור' (The public), 'התורה' (The Torah), 'המסורת' (The tradition), 'המקום' (The place), 'המרחב' (The space), 'המרחק' (The distance), 'המרחב' (The space), 'המרחק' (The distance), 'המרחב' (The space), 'המרחק' (The distance).

TACHLES^{חי}

Spuren jüdischen Lebens im südlichen Mittelfranken

”tachles תכלס

jiddisch: Zweck, zweckmäßiges Handeln
hebr. tachlit: offen und deutlich reden,
Klartext, mit einem Sinn oder Ziel

Inhalt

Grußwort Dr. Ludwig Spaenle	3
Vorwort Bürgermeister	5
1 Judentum in Franken	7
Die ersten Zuwanderer	9
Recht auf dauerhafte Ansiedlung	12
Jüdische Geschichte in Mittelfranken nach 1945	17
2 Von Tod, Gedenken und einer Reise	19
Jüdische Friedhöfe in Mittelfranken	20
Jüdisches Totenbrauchtum und die Chewra Kaddischa	22
Symbolik auf jüdischen Grabsteinen	26
Jüdische Totenwege nach Georgensgmünd und Pappenheim	27
3 Judentum in Georgensgmünd	31
Jüdische Besiedlung in Georgensgmünd	33
Steinerne Erinnerung	38
Niemals vergessen	42

4 Spuren der Pappenheimer Juden	45
Zeitreise vom Mittelalter ins 21. Jahrhundert	47
Grabmäler	53
Herkunft der Grabsteine	55
5 Erinnerung an die jüdische Gemeinde Thalmässing	57
Thalmässings jüdische Geschichte	58
Spuren der jüdischen Gemeinde	63
Erinnerungen wachhalten	68
6 Jüdische Wörter und Wendungen	71
Tachles	72
Nachwort	74
Nachweise	76
Impressum	77



Dr. Ludwig Spaenle

Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe



Gefördert durch das Bayerische Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten und den Europäischen Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums (ELER)

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

im Festjahr 2021 stehen deutschlandweit 1 700 Jahre jüdische Geschichte und jüdisches Leben im Mittelpunkt. Auch Bayern kann auf eine lange jüdische Geschichte zurückblicken, die vermutlich bis in die Spätantike zurückreicht. Besondere Bedeutung kommt hierbei Franken zu, wo ab dem späten Mittelalter – nach der Vertreibung der Jüdinnen und Juden aus vielen Städten – zahlreiche Landgemeinden entstanden. Dieses Landjudentum hatte über Jahrhunderte Bestand. Viele bauliche Zeugnisse erzählen heute von dieser langen und wechselvollen Geschichte.

Die vorliegende Broschüre „TACHLES – Spuren jüdischen Lebens im südlichen Mittelfranken“ entstand im Rahmen eines Kooperationsprojekts zwischen der Gemeinde Georgensgmünd, der Stadt Pappenheim und dem Markt Thalmässing. Sie lädt Besucherinnen und Besucher und alle Interessierten ein, sich auf Spurensuche durch die jüdische Geschichte in der Region zu begeben.

Mein Dank gilt allen Beteiligten, die mit großem Engagement diese Broschüre in die Tat umgesetzt haben. Damit leisten

sie einen wichtigen Beitrag zur Vermittlung jüdischer Geschichte und der bedeutenden Rolle dieser Landgemeinden. Deutlich zu machen, dass Jüdinnen und Juden ein Teil unserer Gesellschaft waren und sind, ist für uns zudem ein wichtiges Mittel im Kampf gegen Antisemitismus.

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern viel Freude dabei, das reiche jüdische Erbe im südlichen Mittelfranken zu entdecken.

Dr. Ludwig Spaenle



Ben Schwarz

Ben Schwarz

Erster Bürgermeister Gemeinde Georgensgmünd



Florian Gallus

Florian Gallus

Erster Bürgermeister Stadt Pappenheim



Georg Küttinger

Georg Küttinger

Erster Bürgermeister Markt Thalmässing

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

seit mehr als 1 700 Jahren gibt es im deutschsprachigen Raum jüdisches Leben. Nicht ganz so lange gab es das Landjudentum, das besonders hier in Mittelfranken stark ausgeprägt war. In vielen kleinen Gemeinden und Märkten siedelten sich ab dem späten Mittelalter jüdische Familien an, die aus den großen Reichsstädten verbannt worden waren. Synagogen, Mikwen, jüdische Friedhöfe und Taharahäuser entstanden und bezeugen noch heute die jüdische Vergangenheit unserer Region.

Aber es sind nicht nur die Steine, Zahlen und Daten, die geblieben sind: Das Landjudentum war über Jahrhunderte ein

wichtiger und prägender Teil der Region. Es hat Orte, Gesellschaften und Regionalgeschichten maßgeblich mitgestaltet und -geformt.

„Nicht im Vergessen, sondern im Sich erinnern besteht das Geheimnis der Erlösung“, schrieb der Rabbiner Israel ben Elieser bereits im 18. Jahrhundert. „Sich erinnern“ – das nimmt im Judentum eine wichtige Rolle ein. Man erinnert sich der Vorfahren, bewahrt die Namen der Ahnen, gedenkt ihrer. In diesem Sinne machten es sich der Markt Thalmässing, die Stadt Pappenheim und die Gemeinde Georgensgmünd im Rahmen des gemeinschaftlichen LEADER-Projekts „Tachles“

zur Aufgabe, das Landjudentum im südlichen Mittelfranken, seine Entstehung, Entwicklung und schließlich seinen Niedergang, genauer zu betrachten. Seine Geschichte soll auf diesem Wege weitergetragen und lebendig gehalten werden. Das Ergebnis halten Sie nun in Form dieser Broschüre in den Händen.

Wir wünschen Ihnen eine interessante und aufschlussreiche Lektüre.

**Ben Schwarz, Florian Gallus und
Georg Küttinger**



יהדות בפרנקוניה

Judentum in Franken

eine fast tausendjährige Geschichte



Die ersten Zuwanderer

Fränkisches Judentum im Früh- und Hochmittelalter

Jüdische Gemeinden in Deutschland, oder besser gesagt: im deutsch sprachigen Raum, haben eine lange, 1 700 Jahre umspannende, Geschichte. Die erste schriftliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 321 n. Chr. Auf Anfrage der Stadt Köln ließ Kaiser Konstantin per Dekret Juden zu öffentlichen Ämtern zu.

Lange konzentrierten sich jüdische Ansiedlungen im deutschsprachigen Raum auf die Gebiete entlang des Rheins. Hier sind Städte wie Speyer, Köln, Mainz und Worms zu nennen.

Lebten die Juden zunächst eher unbebeligt, änderte sich ihre Situation mit Beginn der Kreuzzüge (ab 1096 n. Chr.). In der religiös aufgeheizten Atmosphäre dieser Zeit kam es zu einer stetig wachsenden

Entrechtung und Drangsalierung der mosaischen Bevölkerung. Der Codex Theodosianus, bereits 438 n. Chr. verfasst, fand nun Anwendung. In ihm wurde verfügt, dass Juden von öffentlichen Ämtern auszuschließen und fortan als Untertanen der Christen zu behandeln seien (Judenknechtschaft).



Verbrennung von Juden anlässlich der Pest-Epidemie, Miniatur von P. dou Tielt, um 1353; Königliche Bibliothek Belgiens. ©

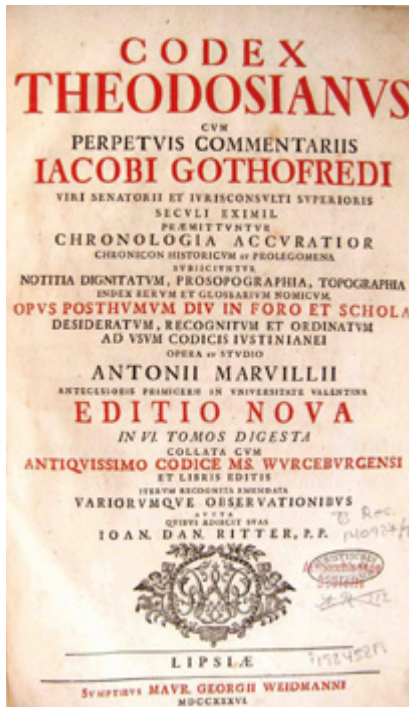
Erste, durch Kreuzfahrer angezettelte, Pogrome folgten in Köln, Mainz und anderen jüdischen Zentren. Viele Juden flohen vor den anhaltenden Pogromen und Schikanen in Richtung Osten. Aus ungefahr dieser Zeit stammen auch die ersten

Belege jüdischer Gemeinden in Nürnberg und Würzburg.

So schrieb Benjamin von Tudela im 12. Jahrhundert, dass in Franken, namentlich in Würzburg und Bamberg, „viele Israeliten“ wohnten, und zwar „weise und reiche Leute“. Auch jüdische Ansiedlungen in Klingenberg, Freudenberg, Tauberbischsheim, Grünsfeld, Königheim und Lauda fanden Erwähnung.

www.mittelalter-entdecken.de

Doch selbst im fränkischen Exil konnten sich die jüdischen Gemeinden nicht wirklich sicher fühlen. Immer wieder kam es zu Übergriffen, neuen Gesetzen und Repressalien, die das mosaische Leben weiter einschränkten. So verbot beispielsweise Papst Innozenz II. (1198 bis 1216) den Christen das Annehmen von Zinsen. Den Juden war dies weiterhin erlaubt, wodurch sie nicht nur vermehrt in das Bankgeschäft gedrängt wurden, sondern sich als „Wucherer“ und „Geldhaie“ auch noch einem verstärkten Hass der christlichen Bevölkerung ausgesetzt sahen.



Codex Theodosianus; Druck von 1736. ©

Im Hochmittelalter wurden die rechtlichen Einschränkungen nun auch in Franken immer häufiger von Gewalt gegen die jüdische Bevölkerung begleitet. So kam es 1298 zu der Ermordung von bis zu 5000 Juden wegen angeblichen Hostienfrevels. In den Jahren 1348 bis 1350 fanden in über 200 Gemeinden, unter anderem in Nürnberg und Augsburg, die sogenannten „Pest-Pogrome“ statt. Anlass der Angriffe war eine angebliche Brunnen-vergiftung durch Juden.

Pogrome und Vertreibung

Die Welle der Gewalt gegen jüdische Menschen und deren Entrechtung gipfelte im Spätmittelalter in der Vertreibung aus den großen fränkischen Reichsstädten. Augsburg, Regensburg, Nürnberg und viele andere Städte wurden „judenfrei“ und blieben es zum Teil bis ins 19. Jahrhundert. Die jüdischen Siedlungen und Synagogen wurden zum Großteil niedergebrannt, sogar die Durchreise wurde den Juden verwehrt.

Die Vertriebenen hatten nun zu entscheiden, ob sie sich – so taten es die meisten – in Richtung Osteuropa wandten oder aber bei den Markgrafen und Reichsrittern im ländlichen Raum Schutz suchten.

יט'

Vertreibung aus den großen Reichsstätten

- 1439 Augsburg**
- 1499 Nürnberg**
- 1519 Regensburg**
- 1520 Weißenburg**
- 1553 Gesamtes Herzogtum Bayern**
- 1560 Würzburg**

Besonders im schwäbischen und fränkischen Raum wurden die jüdischen Flüchtlinge – wenn sie denn zahlungskräftig waren – oft bereitwillig von den jeweiligen Landesfürsten und Reichsrittern in ihren Territorien aufgenommen. Schließlich versprach man sich davon kräftige Zusatzeinnahmen in Form von „Schutz“-abgaben.

Doch auch diese Schutzversprechen waren keineswegs eine Garantie auf Ruhe und Frieden für die Vertriebenen. Vielmehr wurden die Versprechen von den Patronen sehr beliebig gewährt, entzogen und erneut zum Kauf angeboten.

Auch die wirtschaftliche Situation war für die Juden, die sich für den Verbleib im ländlichen Raum entschieden, sehr schwierig. Nur wenige Tätigkeitsfelder standen ihnen offen, die zu leistenden Abgaben überschritten die der christlichen Bewohner oft um ein Vielfaches.



Jezus Christus dei Judentum zu Worms, Marcus zum Lamm, um 1600; Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt. ©

” Samstag יום שבת

abgeleitet vom hebräischen Schabbat, wurde über das volksgriechische Sambaton der deutsche Begriff Samstag.



Pogrome im Spätmittelalter, Schedelsche Weltchronik; M. Wolgemut, W. Pleydenwurff; Nürnberg 1493. ©

Recht auf dauerhafte Ansiedlung

Entstehung und Entwicklung der Landgemeinden

Auch wenn die Bedingungen alles andere als ideal waren, markierte eben jene Vertreibung aus den Reichsstädten, in Kombination mit der Ansiedlung in kleinen anliegenden Fürstentümern, den Beginn einer sehr wichtigen und prägenden Phase der jüdischen Geschichte Mittelfrankens – die Entstehung des Landjudentums.

Die Situation besserte sich für die jüdische Bevölkerung im mittelfränkischen Raum ab dem Jahr 1609 mit dem Recht auf eine dauerhafte Ansiedlung. Dieses wurde ihnen von Joachim Ernst, dem protestantischen Markgrafen des Fürstentums Brandenburg-Ansbach, zugesprochen.

Diese, wenn auch nicht unbedingt uneigennützige, Zusage des Markgrafen führte im Fürstentum zu einem stetigen Wachstum der jüdischen Bevölkerung und den ersten langfristig sesshaften jüdischen Gemeinden.



Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach; Bild: T. Europaeum, 1662. ©



Das Fürstentum Brandenburg-Ansbach, 1791; Quelle: www.commonswiki.org/wiki/File:Fsm-Ansbach_1791.png. Creative Commons Attribution 3.0 Unported license: www.creativecommons.org/licenses/by/3.0/deed.en

Der Dreißigjährige Krieg (1618 bis 1648) zerstörte das Aufblühen dieser neu entstandenen Gemeinden. Viele ländliche Gebiete, und mit ihnen die jüdischen Gemeinden, fielen Plünderung, Ermordung und Vertreibung anheim.

Nach Ende des Dreißigjährigen Krieges erholten sich die Gemeinden langsam von den Kriegsfolgen, erreichten aber nie wieder den Vorkriegsstand. Bis zum nächsten rechtlichen Zugeständnis gegenüber der jüdischen Bevölkerung sollte noch viel Zeit ins Land gehen.



Edikt über die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen im Königreiche Baiern" (1813). Haus der bayerischen Geschichte. ©

Das Judenedikt

Durch das Judenedikt des bayerischen Königs von 1813 wurden die jüdischen Religionsgemeinschaften in Bayern landesweit anerkannt.

Es war Anhängern des mosaischen Glaubens fortan möglich, Bürgerrechte und auch Grundbesitz zu erwerben. Die nun offiziell gegründeten „Jüdischen Kultusgemeinden“ waren zwar per Gesetz anerkannt aber noch lange nicht gleichberechtigt. Besonders deutlich wurde dieser Tatbestand durch die Einführung der „Juden-Matrikel“ im Rahmen des

Edikts. Um den jüdischen Bevölkerungsanteil möglichst gering zu halten, wurde den mosaischen Haushalten jeweils eine Matrikelnummer zugeteilt. Pro Gemeinde war nur noch eine bestimmte Anzahl Matrikelstellen erlaubt.

„§ 12 Die Zahl der Juden-Familien an den Orten, wo sie dermal bestehen, darf in der Regel nicht vermehrt werden, sie soll vielmehr nach und nach vermindert werden, wenn sie zu groß ist.“

Im Zuge der Matrikelvergabe erhielten jüdische Familien auch Nachnamen, um sie besser in den Listen führen zu können.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts verbesserte sich die rechtliche und wirtschaftliche Situation der Juden in Bayern langsam, aber stetig und führte 1861 zur Abschaffung oben genannten Edikts und 1871 – mit der Verfassung des neu gegründeten Deutschen Reiches – schließlich zur Gleichstellung der Juden.

Mit diesen neuen Perspektiven und Chancen zog es besonders die jüngeren Leute immer mehr in Richtung der nun wieder zugänglichen Städte. Das Landjudentum begann allmählich zu verschwinden.

Situation bis 1933

Die verfassungsrechtliche Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung von 1871 hatte in Stadt und Land sehr gegensätzliche Auswirkungen. Während die ländlichen Gemeinden immer weiter ausdünnten, wuchs der israelitische Bevölkerungsanteil in den Städten schnell an.

Es waren nicht nur die besseren und umfangreicheren Arbeits- und Ausbildungs-

möglichkeiten, die – vor allem junge – Menschen in die Städte lockten. Vielmehr führte auch die Chance, sich von alten Traditionen und Regeln zu lösen sowie moderner und freier zu leben, zu der Abwanderungswelle.

Unabhängig von der Ortsgröße änderte sich aber auch die Sichtweise auf das Judentum. Durch die Gleichstellung war es nun möglich, Ehrenämter zu übernehmen, Berufe frei zu wählen oder interkonfessionelle Unternehmen zu gründen. In vielen Bereichen kam es zu einer verstärkten Aufnahme in die bürgerliche Gesellschaft.

Jüdische Bürger hatten plötzlich die Gelegenheit, aus dem Kreis ihrer Glaubensgemeinschaft herauszutreten und sich neu zu definieren: der Beginn der sogenannten „jüdischen Assimilation“ an das Bürgertum.

Natürlich entsprach die 1871 verbrieft Gleichheit nicht immer der gelebten Wirklichkeit. Auch wenn sich die Situ-

ation für Juden mit dem Gesetz grundlegend verbesserte, ließ sich der jahrhundertlang gewachsene Antisemitismus nicht aus den Köpfen eines Großteils der Bevölkerung tilgen. Und so blieben auch antisemitische Übergriffe Teil des jüdischen Lebens, antijüdische Verschwörungstheorien machten die Runde, und Hetzschriften kamen in Umlauf. Gedanken und Parolen, die knappe sechzig Jahre später von der NSDAP unter Adolf Hitler aufgegriffen und weiterentwickelt wurden.

Mit der Machtübernahme Hitlers am 30. Januar 1933 endete die kurze Zeit der zumindest gesetzlich verankerten Gleichberechtigung des Judentums in Deutschland und somit natürlich auch in Mittelfranken.

1933 bis 1945

Schon wenige Wochen nach der Machtübernahme begannen in Franken, wie auch im Rest des Deutschen Reichs, antisemitische Repressalien stark zuzu-

nehmen. Es kam zum Boykott jüdischer Geschäfte, zu Schmähungen und tätlichen Angriffen. Erste Berufsverbote folgten noch im selben Jahr.

Christoph Daxelmüller zitiert in seinem Buch „Jüdische Kultur in Franken“ aus dem Halbmonatsbericht des Regierungspräsidenten von Ober- und Mittelfranken vom 20. September 1933:

„Die Stimmung gegen die Juden auf dem flachen Lande findet ihren Ausdruck in vielfachen Verboten von Ortspolizeibehörden gegen die Juden. Anschläge an den Ortseingängen ‚Juden unerwünscht‘ ... sind vielfach im Lande, aber auch in Städten zu finden.“

Das Bezirksamt Schwabach erließ 1934 ein „Verbot der jüdischen Sprache im Geschäftsverkehr“. Rechtlich legitimiert wurden die Übergriffe und die Diskriminierung schließlich durch die „Nürnberger Gesetze“, erlassen im September 1935.

Auch darüber hinaus entwickelte Nürnberg sich zu einer Hochburg des Antisemitismus und Nationalsozialismus. Hier fanden die großen NS-Parteitage statt, hier erschien das wohl bekannteste und propagandistischste antisemitische Hetzorgan, „Der Stürmer“.

Noch heute zeugen die, von Albrecht Speer entworfenen, Bauten am ehemaligen Reichsparteitagsgelände von einem wenig rühmlichen Kapitel in der Geschichte der fränkischen Metropole.

Kein Zufall ist, dass die NS-Kriegsverbrecher ihrerseits in Nürnberg vor Gericht gestellt wurden. Am 20. November 1945 begannen die „Nürnberger Prozesse“, die weltweit verfolgt wurden.

Bis Ende 1937 wurde die Gewerbefreiheit der mittelfränkischen Juden stark eingeschränkt, notwendige „Gewerbelegitimationskarten“ wurden nicht mehr verlängert, was besonders das Landjudentum hart traf.

Viele der fränkischen Synagogen wurden während der Reichspogromnacht, am 9./10. November 1938 teilweise oder völlig zerstört, so zum Beispiel die Synagogen in Feuchtwangen, Schopfloch, Treuchtlingen und Nürnberg.



Nürnberger Synagoge am Hans-Sachs-Platz, erbaut 1874, zerstört in der Reichskristallnacht am 9. November 1938. Foto: F. Schmidt

Andere wurden abgerissen, wie die Synagoge in Bad Windsheim (1939), oder mussten zu einem geringen Preis an einen Arier verkauft werden, z. B. in Pappenheim (1937) und Georgensgmünd (1938).

Aber auch die Synagogengebäude, die die Reichspogromnacht überstanden, entgingen in der Regel nicht der Schändung. Die Inneneinrichtung, sakrale Gegenstände und Archivalien wurden, wie zum Beispiel in Thalmässing oder Ansbach, meist vollständig zerstört. So schrieb der Regierungspräsident von Ober- und Mittelfranken im Dezember 1938:

„Im Zuge der Protestaktion gegen das jüdische Mördergesindel wurden ... 17 Synagogen ausgebrannt, 25 Synagogen demoliert, 115 jüdische Geschäfte zerstört ... Judenfrei sind bereits die Städte Dinkelsbühl, Eichstätt, Schwabach, Zirndorf und die Bezirke Hersbruck, Neustadt a. d. Aisch, Nürnberg, Pegnitz.“

(zitiert aus: Stadt Nürnberg, Pädagogisches Institut, Geschichte der Juden in Nürnberg und Mittelfranken).

Nach und nach verschwand die jüdische Bevölkerung aus ganz Mittelfranken. Zunächst durch Umsiedlung in Großstädte wie München, dann, wenn noch möglich, durch Auswanderung in die USA, nach Palästina o. ä, schließlich durch Deportation. Das fränkische Landjudentum war für immer zerstört.

Um die reiche jüdische Geschichte der Region auch im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim darzustellen, wird dort seit dem Jahr 2020 die Synagoge von Allersheim im Ochsenfurter Gau wiedererrichtet.



Feldrabbiner im 1. Weltkrieg; Bild: www.wikipedia.org/wiki/Militär-rabbiner#/media/Datei:3ATanzer_-_1917.jpg. ©



SA-Mitglied vor dem Warenhaus Tietz in Berlin (1. April 1933); Bild: U.S. National Archives and Records Administration. ©



Auf der Anklagebank: Hermann Göring, Rudolf Heß, Joachim von Ribbentrop, Wilhelm Keitel (vorne von links), dahinter Karl Dönitz, Erich Raeder, Baldur von Schirach und Fritz Sauckel, 1945/46. ©



Architekt Albert Speer, Adolf Hitler, und Architekt Franz Ruff vor Zeichnungen und Modellen des Nürnberger Parteigeländes, 1934; Bundesarchiv, Bild 146-1971-016-31 / CC-BY-SA 3.0



Juden mit Judenstern an der Kleidung, Fürth, Schwabacher Straße, 1941/42. Sammlung Superikonoskop F. Vitzethum

Jüdische Geschichte in Mittelfranken nach 1945

Nach 1945 gründeten sich erneut und kurzzeitig kleine jüdische Gemeinden in der Region. Sie bestanden aus Displaced Persons (DPs). Die DPs waren Holocaustüberlebende aus Deutschland und Osteuropa, die auf ihre Auswanderung nach Palästina/Israel oder in die USA warteten. Um sich auf das neue Leben in der Ferne vorzubereiten, gründeten sie oft sogenannte Hachschara-Kibbuzim, die auch schon in den 1920er und 1930er Jahren existierten und im Nationalsozialismus verboten wurden. Aufgabe war, die Auswanderer auf ein Leben in Palästina vorzubereiten. Bis 1948 gab es allein in Ober- und Mittelfranken ca. 20 dieser zionistisch geprägten Kibbuzim. Ein Beispiel in der Region ist der Pleikershof (2 km südöstlich von Cadolzburg, Landkreis Fürth), auf dem zwischen



Schulkinder im DP-Lager Schauenstein, Landkreis Naila, heute Hof. ©

Dezember 1945 und dem Jahreswechsel 1948/49 im Kibbuz Nili etwa 150 jüdische Auswanderer die Staatsgründung Israels abwarteten.

Während dieser Zeit wurden sie von örtlichen Bauern landwirtschaftlich ausgebildet, um dann am Aufbau des Staates Israel mitwirken zu können.

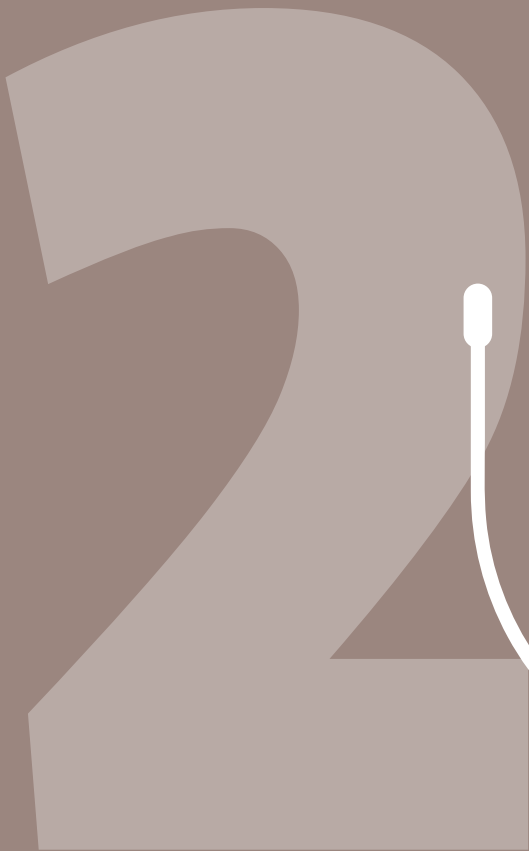
Mit der Gründung des Staates Israel im Mai 1948 hatten viele der DPs endlich eine neue Heimat.

Aber nicht alle verließen Deutschland.

Mehr als 10 000 Juden blieben und halfen beim Wiederaufbau mosaischer Einrichtungen.

Heute gibt es im mittelfränkischen Raum nur noch in Nürnberg, Fürth und Erlangen aktive jüdische Gemeinden. Sie umfassen ungefähr 3 000 Mitglieder. Landgemeinden existieren nicht mehr.

Die Zeugen der jüdischen Vergangenheit lassen sich jedoch noch an vielen Orten finden und erinnern an eine Zeit, in der das Judentum bis zu 30 Prozent der Bevölkerung ausmachte.



של מוות, הנצחה ומסע

Von Tod, Gedenken und einer Reise

jüdische Bestattungen, Rituale und Totenwege

Jüdische Friedhöfe in Mittelfranken

Stumme Zeugen einer lebendigen Vergangenheit

Mehr als 130 jüdische Friedhöfe in Bayern, mehr als 30 in Mittelfranken und dazu zahlreiche im angrenzenden Schwaben und in der nahen Oberpfalz erinnern an die lange und reiche Geschichte der einstigen jüdischen Bevölkerung in der Region.

Im Gebiet des von der EU geförderten Kooperationsprojekts „Tachles – Spuren jüdischen Lebens im südlichen Mittelfranken“ bestatteten die Juden ihre Verstorbenen seit spätestens 1372 in Pappenheim, ab etwa 1580 in Georgensgmünd und seit 1832 in Thalmässing. Wohlhabende Juden konnten die jeweiligen Flächen ankaufen und stellten sie der jüdischen Gemeinde für Begräbnisse zur Verfügung.



Jüdische Friedhöfe im südlichen Mittelfranken mit Grenzgebiet. Karte: A. Schultheiß

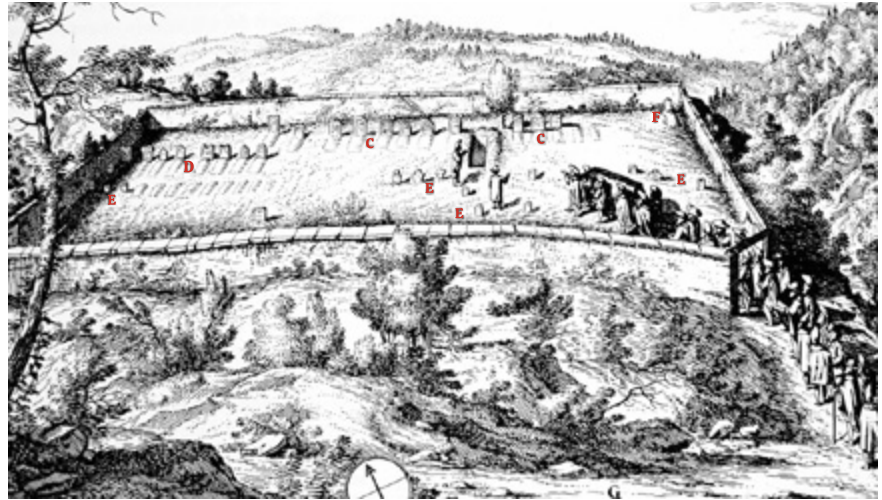
Besonderheiten jüdischer Friedhöfe

Jahrhundertlang begrub man nach Familiengruppen, wobei sich schon früh eigene Bereiche für bestimmte Personengruppen herausbildeten wie Gräber für Kinder oder Wöchnerinnen. Seit der Neuzeit konnte dies auch zu einer – aus der Synagoge bekannten – Trennung

zwischen den Geschlechtern führen. Eine Beisetzung in streng chronologischer Reihenfolge setzte sich seit dem 18. Jahrhundert allmählich durch, manchmal ergänzt durch einzelne Familienbegräbnisstätten.

Meist erhielt erhielt im jüdischen Friedhof jeder Jude sein eigenes Grab, während in den meisten christlichen Friedhöfen Familiengräber angelegt sind. Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass ganz auf Blumenschmuck und prunkvolle Grabmäler verzichtet wird. Dies ist ein Zeichen dafür, dass im Tod alle gleich sind. Am Friedhof soll alles zur Ehre der Toten getan werden, aber nichts, was die Lebenden erfreut wie Blumen. Die Toten ruhen in diesem „Beth olam“ (Haus der Ewigkeit, guter Ort) bis zu ihrer Auferweckung bei der Ankunft des Messias.

Nach Meinung der Juden sind Verstorbene nicht nur wissend, sondern auch mächtig. Daher besucht man sie am Friedhof und betet dafür, dass sie bei Gott die ewige Ruhe erlangen mögen, aber auch, dass sie den Lebenden in ihren Nöten beistehen durch Fürbitte bei Gott. In lebenslanger gegenseitiger Fürbitte zeigt sich eine Solidarität zwischen Lebenden und Toten. Besonders nahe ist man den Verstorbenen auf dem Friedhof.



Jüdischer Friedhof von Endingen im Aargau (Schweiz). Mit E markiert sind die Gräber für Männer, mit C die für Frauen, mit D die für Kinder und mit F die für Wöchnerinnen. Mitte 18. Jahrhundert; J. Rudolf Holzhab. Schweizerisches Nationalmuseum

”**betucht** עֲשִׂיר

sicher, vertrauenswürdig, von *batach* vertrauen, heute im Sinne von wohlhabend



Detail: Trauerzug

Jüdisches Totenbrauch- tum und die Chewra Kaddischa

Riten und Symbole bestimmen nicht nur das Leben der Juden, sondern auch Krankheit, Sterben und Bestattung. Der Besuch Kranker und Sterbender wird als Mizwa, als Liebesdienst, verstanden. Bei einem Verstorbenen übernahmen die letzten Dienste wohl zuerst die Verwandten, Freunde und Nachbarn, später die überall gegründete Chewra Kaddischa (Heilige Genossenschaft). Und zwar unentgeltlich, da Fürsorge für einen Toten als wahre Wohltätigkeit verstanden wird, weil er sich nicht revanchieren kann.

Für das 18. Jahrhundert ist in Schwabach und Roth solch eine Totenbruderschaft bezeugt, sicher auch in Thalmässing, wo seit „undenklichen Zeiten“ eine Chewra besteht, wie in den 1906 revidierten Statuten festgehalten wurde. Auch in Pappenheim, wo bereits im 14. Jahrhundert

ein jüdischer Friedhof existierte, gab es eine Totenbruderschaft.



Mitglieder der Prager Beerdigungsbruderschaft beten am Lager eines Sterbenden, um 1772. ©

Die Mitglieder der Bruderschaft stehen dem Sterbenden bei, denn allein gelassen werden darf ein Sterbender nie. Nahe Familienmitglieder könnten durch ihr Jammern die Todesqual verstärken, daher sollen sie sich zurückziehen. Die Chewra Kaddischa betet mit dem Ster-

benden, möglichst zuletzt das „Gepriesen sei der wahre Richter“. Ist der Tod eingetreten, wird ein Fenster geöffnet, damit die Seele entweichen kann. Der Tote wird am Boden auf ein Strohlager gebettet, neben ihm wird ein Licht entzündet. Die Angehörigen und die Mitglieder der Chewra bitten den Verstorbenen um Vergebung für das, was man ihm angetan hat. Ein Wächter neben dem Toten betet u. a. Klage-Psalmen. Bis zur baldigen Überführung zum Friedhof und Bestattung – möglichst noch am Todestag – wird der Leichnam nicht allein gelassen.

Grundsätzlich sollte sich jedermann am Trauerzug beteiligen, notfalls auch nur das letzte kleine Stück zum Friedhof.

Einen Verstorbenen zum Grab zu begleiten, gilt als Mizwa, als religiöse Pflicht und Liebesdienst.

Unterwegs darf nur Gutes über den Toten gesprochen werden. Dem Leichnam auf der Bahre folgen zuerst die nächsten



Trauerzug. Holzschnitt aus dem „Bentscherl“ (Büchlein mit Segenssprüchen und Gebeten für den Alltag) des 18. Jh., Genisa Georgensgmünd. Gemeindecarchiv Georgensgmünd



Taharahaus in Ermetzhofen (Lk. Neustadt/Aisch-Bad Windsheim) mit Steintisch, Herdstelle und Bahre (im Dachgebälk). Foto: E. Schultheiß

Angehörigen, die möglichst die Bahre wenigstens ein Stück weit mittragen sollten. Die übrigen Gemeindemitglieder folgen, Männer und Frauen getrennt. Allerdings vermischen sie sich später, wie in einem Gebetbüchlein bedauert wird.

Rituelle Leichenwaschung, die Tahara

Damit der Tote rein vor Gott treten kann, wird er vor dem Begräbnis rituell gewaschen. Dies konnte im Trauerhaus geschehen oder im Taharahaus am Friedhof. Dort wurde der Tote auf einen steinernen Reinigungstisch mit Rille rundum gelegt. So konnte das abfließende Wasser aufgefangen werden und als Teil des Leichnams mit in die Erde kommen. Gewaschen wird mit an der Herdstelle neben dem Tisch erwärmtem Wasser. Dieses muss „lebendiges Wasser“ sein, weshalb in Georgensgmünd in der Stifterinschrift am Taharahaus die aufwendige Bohrung des Brunnens festgehalten ist. Der Tote soll bei der Waschung vor Ehrfurcht immer mit einem Leintuch bedeckt sein.

Das Gewand, in das der Tote zur Beisetzung gekleidet wird, liegt schon immer bereit, damit nicht an einem Sabbat ein Nichtjude das Totenkleid anfertigen müsste. Das Nähen des weißen einfachen Leinen-Gewandes – es darf kein Aufwand betrieben werden – ist Aufgabe der Frauen. Die Sterbegewänder müssen am gleichen Ort für alle Toten gleich sein, um keine Standesunterschiede zu offenbaren. Die Männer nageln den einfachen Sarg aus sechs Brettern zusammen. Beides sind Werke wahrer Wohltätigkeit dem Toten gegenüber. Das weiße Hemd kann auch immer wieder schon zu Lebzeiten zur Hochzeit und an hohen Festtagen getragen werden.

Das Grab hoben in Georgensgmünd bereits seit dem Ende des 17. Jahrhunderts nicht mehr Mitglieder der Chewra Kaddischa aus, sondern ein vom Friedhofsverband bestellter Totengräber. Auf etlichen Grabsteinen in Georgensgmünd ist dieses Amt bezeugt. Auf jungfräulichem Boden wird in West-Ost-Richtung das Grab ausgehoben, tief genug, damit noch drei

Handbreit Erde den Sarg bedecken können und ihn schützen.

Dann trägt man den Sarg zum Grab und bestattet den Toten mit Blick nach Osten.

Eine Trauerpredigt wird meist am offenen Grab gehalten. Unbedingt zur Bestattung gehört sie aber nicht, vor allem nicht bei Kindern. Ein Gebet allerdings ist nötig, in dem Gott als wahrhafter Richter gepriesen wird. Nun werfen die Verwandten und dann die Umstehenden eine oder mehrere Schaufeln Erde ins Grab, Mitglieder der Chewra Kaddischa verfüllen das Grab mit aller ausgehobenen Erde. Dann sprechen die nächsten Angehörigen das Kaddisch, das Totengebet, in dem Gott gepriesen wird, bekräftigt mit dem „Amen“ der Umstehenden. Nach dem gründlichen Händewaschen verlässt man den Friedhof.



Männer bringen den verhüllten Leichnam auf der Bahre zum Taharahaushaus, die Frauen stehen getrennt; Reinigung des Toten im Taharahaushaus; vor dem Haus Brunnen für das zur Waschung nötige lebendige Wasser; vorn der offene Sarg; rechts oben die Beerdigung; P. Christian Kirchner, S. Jacob Jungendres: Jüdisches Ceremoniel, Nürnberg 1734. ©

Für die nächsten Angehörigen folgt nun eine siebentägige strenge Trauerzeit, in der sie zu Hause bleiben. Sie beginnt mit dem Essen nach der Rückkehr vom Friedhof, das ihnen von Verwandten und Freunden bereitet wurde. Die ganze Woche hindurch dürfen die Trauernden keine Arbeit verrichten und werden versorgt. Daran schließt sich eine 30-tägige, schon etwas gelockerte Trauerzeit an und daran ein Trauerjahr.

Am Jahrestag des Todes oder des Begräbnisses wird oft der Grabstein gesetzt. Neben dem Namen und einem frommen hebräischen Satz ist häufig noch ein den Toten bezeichnendes Symbol zu sehen.

Sind die älteren Steine sehr ähnlich und nur mit hebräischer Inschrift versehen, ändert sich das im 19. Jahrhundert langsam: aufwendige Grabsteine aus einem in der Ferne abgebautem Gestein statt aus heimischem Sandstein (Georgensgmünd, Thalmässing) oder Kalkstein (Pappenheim, Thalmässing), neue Formen und

Materialien wie bei den Christen (z. B. schwarzer Marmor mit goldener Schrift), dazu eine deutsche Beschriftung auf der Rückseite. Allerdings unterscheiden sich die Steine nicht allzusehr voneinander, wohl weil die sozialen Unterschiede der Verstorbenen nicht allzu groß waren und weil die heimischen Steinmetzen die Grabsteine für Juden und Christen herstellten. Neben die jüdische Symbolik treten nun zunehmend allgemein beliebte Symbole der Vanitas (Vergänglichkeit), zum Beispiel ein Engel mit gesenkter Fackel, ein zerbrochener Anker oder geknickte Rosen. Spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts lässt sich auf jüdischen Friedhöfen eine weitgehende Angleichung an den Zeitgeschmack und die Region beobachten: polierte Hartsteine, obeliskförmige Stelen, eingesetzte Schrifttafeln. Teils gab es Grabstein-Sockel oder Grabeinfassungen.

Gleichzeitig mehrten sich Bestrebungen zur Rückbesinnung auf die alten Traditionen. Die Verordnung „Über jüdische Friedhofskunst“ von 1929 sandte die

Regierung von Mittelfranken im Einvernehmen mit den Distriktsrabbinaten an die Bezirksamter und israelitischen Kultusgemeinden. Man wollte die „erhabene Schönheit alter jüdischer Begräbnisstätten“ erhalten. Gefordert wurden „senkrecht gestellte Steinplatten“ von „einfacher, rechteckiger Gestalt“ aus einheimischem Material und mit einer maximalen Höhe von 1,40 m.

Der Friedhof hat als Ort des Gedenkens an die Toten einen besonderen Stellenwert. Als „Haus der Ewigkeit“ kann er nicht aufgelöst werden, da die Grabesruhe auf ewig gesichert sein soll. Besucht wird er häufig am Todestag, um für die Toten zu beten, aber auch vor und nach längeren Reisen, bei Krankheiten, Gefahren, um Schutz für sich selber zu erbitten oder für Hilfe zu danken.

”**dufte** טוב
vom hebr. „tow“(gut)

Auf jüdischen Grabsteinen sieht man immer wieder Steinchen liegen. Dies ist wohl ein relativ junger Brauch, mit dem man bezeugt, dass man das Grab besucht und für den Toten gebetet hat.

Symbolik auf jüdischen Grabsteinen

Wie die Inschriften weisen auf den Steinen des fränkischen Landjudentums auch traditionelle Motive auf wichtige und ehrenvolle Funktionen des Toten in der jüdischen Gemeinde hin. Die Symbolik beschränkt sich bis ins 19. Jahrhundert hinein auf jüdische Symbole für die Nachfahren der Hohepriester und Tempeldiener oder auf Amtssymbole.



Segnende Priesterhände

deuten darauf hin, dass hier ein Kohén bestattet liegt, ein Mann aus priesterlichem Geschlecht und Nachfahre Aarons. Er erteilt an hohen Feiertagen den Priersegen. Typisch sind die jeweils paarweise gespreizten Finger.



Krone

Steht für die Krone des guten Namens, wie sie in den Sprüchen der Väter erwähnt und in der üblichen Inschriftenfloskel „verstorben in gutem Namen“ aufgegriffen wird.



Levitenskanne mit Schale

Bestattet ist ein zum Stamm der Leviten gehörender Toter. Ein Levit gießt dem Kohén vor dem Segen aus der Kanne Wasser über die Hände.



Beschneidungsmesser, Salbgefäß

Bestattet ist ein Mohel, der ehrenamtlich Knaben am achten Tag nach der Geburt beschneidet.



Schofarhorn

Der ehrenamtliche Bläser kündigt mit dem Widderhorn am Neujahrstag den Beginn einer zehntägigen Bußzeit an, die mit dem Fest Jom Kippur endet.



Sabbatleuchter

Eine der wenigen religiösen Tätigkeiten von Frauen ist das Anzünden der Sabbatlichter. Auf ihren Grabsteinen kann daher ein siebenarmiger Sabbatleuchter dargestellt sein oder auch nur eine einzelne Kerze.



Hirsch und Wolf

symbolisieren die Familiennamen der Bestatteten.



Löwe

Zwei einander zugewandte Löwen sind auf den Grabsteinen häufig zu finden. Sie können als das alte königliche Symbol des Stammes Juda gedeutet werden oder mit der Tora in der Mitte als Baum des Lebens. Auch kann sich der Löwe auf den Namen „Löw“ des Toten beziehen.



Blumen, Rosetten

Auch diese Symbole weisen auf den Namen der Bestatteten hin, häufig von Frauen: Rosa, Rosla, Blümla, Blume.



Bücher

Sie sind Symbole für Gelehrsamkeit und besondere Frömmigkeit.



Zedakabüchse und geldgebende Hände

Sie zeigen traditionelle Wohltätigkeit, Almosensammeln und -geben an.

Jüdische Totenwege nach Georgensgmünd und Pappenheim

Am jüdischen Friedhof von Georgensgmünd wurden von Anfang an auch die jüdischen Verstorbenen des Umlands bestattet, aus Roth, Schwabach, Thalmässing, Windsbach und wenige Jahrzehnte lang bis zu ihrer Vertreibung 1741 auch aus Heideck und Hilpoltstein.

Die Verstorbenen mussten nach den Vorschriften des Religionsgesetzes möglichst noch am Sterbetag beigesetzt werden, so bald wie möglich also. Dazu musste jeweils der kürzeste Weg gegangen werden, der allerdings nicht durch fremde Herrschaftsgebiete führen sollte. Dort hatten die Juden keinen Schutzbrief und mussten daher erniedrigenden Leibzoll und Totenzoll entrichten. Im Fall von Thalmässing musste der Totenzug aus dem Ansbacher Oberamt Stauff zwischen Tiefenbach und Mauk das Pfalz-Neuburger Amt Heideck durchqueren. Der

genaue Wegverlauf von Alfershäusen bis zum Wald nördlich von Heideck ließ sich bisher nicht erschließen, wie die Karte mit dem Verlauf der jüdischen Totenwege nach Georgensgmünd auf S. 30 zeigt.

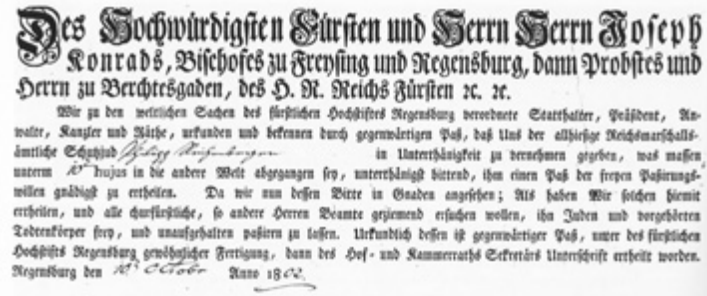
(Forschungen durch Prof. Peter Kuhn für das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege).

Gemieden wurde die Heidecker Zollstätte, man wählte den Weg durch entlegenes Gebiet und umging Heideck nördlich im Schutz eines großen Waldgebiets. Hier ist der Weg noch heute als Judenweg bekannt und im Wald beschildert, obwohl er nur bis 1832 genutzt wurde, bis in Thalmässing ein eigener Friedhof eingerichtet werden konnte. Östlich von Mauk erreichte man wieder markgräfliches Territorium.

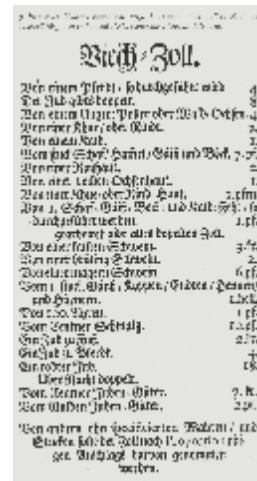


Herrschaftsgebiete im Einzugsbereich des jüdischen Friedhofs Georgensgmünd: Die Thalmässinger Juden mussten bis 1832 ihre Verstorbenen durch die Pfalz-Neuburger Ämter Heideck und Hilpoltstein (hellblau) transportieren, wobei sie Heideck mieden, um nicht hohen Zoll zahlen zu müssen. Im hellgrünen markgräflichen Gebiet konnten sie sich frei bewegen. Aus: P. Kuhn, Jüdischer Friedhof Georgensgmünd. Kolonierung: A. Schultheiß. Klassifikationsplan, um 1826, Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Sign. L Verm A Nr. 3.

Eichstätter Zollverzeichnis von 1719.
Diözesanarchiv Eichstätt, HS 1719.



Leichenpass für den Pappenheimer Schutzjuden Philipp Reichenberger, damit er eine Verstorbene durch die Gebiete des Hochstifts Regensburg und Kurbaiern transportieren konnte. Staatsarchiv Amberg, Bestand Fürstentum Regensburg, Landesdirektorium Nr. 893.



Judenweg im Wald nördlich von Heideck.
Aus: Forstbetriebskarte Heideck.



Franken- oder Judenstraße, links oben der südöstliche Ortsrand von Beerbach. Eingetragen sind neben der Judenstraße auch die „Judenstrass-Aecker“; Klassifikationsplan, um 1826, Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Sign. L Verm A Nr. 3.



In einer alten Wanderkarte der Gemeinde Spalt ist zu sehen, dass der jüdische Totenweg (blauer Pfeil, rot gepunktet) über Beerbach und Hauslach in Teilen direkt an der Gemarkungsgrenze entlangführte.

Der Weg mit den jüdischen Verstorbenen aus Windsbach führte auf einem schmalen Streifen zwischen den Territorien des Hochstifts Eichstätt um Spalt und Abenberg hindurch, um die eichstättische Zollstätte in Obersteinbach zu umgehen. Zwischen Beerbach und Hauslach findet man auf historischen Karten die Bezeichnung „Judenweg“ und nördlich davon „Judenstrass-Aecker“. Der Wald dort ist entsprechend als großes und kleines „Judenstrass-Holz“ vermerkt.

In der Luftlinie war der Totenweg nach Georgensgmünd von Windsbach aus 15 Kilometer lang und der von Thalmäsing 19 Kilometer. Deutlich aufwendiger als diese bereits anstrengenden Leichentransporte ist der mit gut 80 Kilometern wesentlich weitere Weg von Regensburg zum jüdischen Verbandsfriedhof in Pappenheim.

Für die in Folge des Immerwährenden Reichstags in Regensburg unter dem Schutz der Reichserbmarschälle von Pappenheim wohnenden Juden gab es keine Möglichkeit, ihre Toten im Regensburger Umland zu begraben, da der alte jüdische Friedhof in der Stadt 1519 zerstört worden war. Bis 1822 in Regensburg ein neuer jüdischer Friedhof angelegt wurde, überführte man die verstorbenen Juden meist nach Pappenheim, einige auch nach Fürth, Wallerstein, Sulzbach, Sulzbürg, Schnaittach oder nach Georgensgmünd.



Jüdischer Friedhof
mit Taharahauss



Ehemalige Synagoge
und Gedenkstein

Judentum in Georgensgmünd



Bild: I. Heckel

Jüdische Besiedlung in Georgensgmünd

Die Anfänge

Fast 400 Jahre lang gab es in der Rezat-gemeinde Georgensgmünd jüdisches Leben.

Erstmals wurde ein jüdischer Bewohner in Georgensgmünd im Jahr 1542 verzeichnet. Es handelte sich dabei um den Arzt/Bader Samuel, der mit seiner Familie, wahrscheinlich aus Roth, nach Georgensgmünd zog.

Im Zeitraum zwischen 1567 und 1582 erwarb sein Bruder, Jacob von Roth, ein „Tagwerk Wiese im Wert von 8 fl“ am Georgensgmünder Thalbüchel – und legte damit den Grundstein für den hiesigen jüdischen Friedhof, der sich noch immer

an eben jener Stelle – allerdings deutlich größer – befindet.

Die Gemeinde wächst

Nach dem Zuzug von Samuel und seiner Familie folgten andere Juden dessen Beispiel und ließen sich in Georgensgmünd nieder. Die kleine Gemeinde wuchs kontinuierlich.

Bis 1630 stieg der Anteil an der Gesamtbevölkerung auf 40 Prozent. Das entsprach in etwa 80 bis 100 Personen.

Diese ungewöhnlich hohe Zahl lässt sich wohl auf jüdische Wanderbewegungen zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges zurückführen. Ein größerer Prozentsatz wurde bis in das 20. Jahrhundert hinein nicht mehr erreicht.



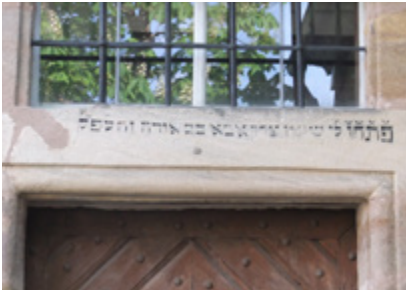
Der älteste Grabstein auf dem jüdischen Friedhof Georgensgmünd aus dem Jahr 1594. Bild: Gemeinde Georgensgmünd

Auflösung und Neubeginn

Eben jener Dreißigjährige Krieg war es im Gegenzug auch, der kurz darauf die jüdische Gemeinde Georgensgmünd, zumindest kurzfristig, völlig auslöschte. Plünderungen und Brandschatzungen im Jahr 1631 trafen nicht nur die mosaischen, sondern auch die christlichen Bewohner der Gemeinde schwer. Es sollte etwa 30 Jahre dauern, bis sich wieder Juden in Georgensgmünd ansiedelten.



Der Galgenbaum nach Jacques Callot, 1632. Zu sehen ist die Exekution von Dieben und vermutlich Marodeuren zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. ©



Das Baudatum auf Hebräisch über der Eingangstür der Synagoge. Bild: Gemeinde Georgensgmünd

Eine neue Synagoge, die Vorgängerin wurde im Krieg zerstört, erhielt die, bis dahin wieder deutlich angewachsene, jüdische Gemeinde im Jahr 1734/35 auf Betreiben des Schwabacher Gemeindevorstands Moshe Simeon.

Einen eigenen Rabbiner jedoch sollte die Gemeinde nie erhalten: Zu wichtigen Anlässen leitete ein Geistlicher aus Schwabach die Gottesdienste.

Zuwanderungsbegrenzung

Um den stetig wachsenden jüdischen Landgemeinden einen Riegel vorzuschieben, trat 1813, im Rahmen des sogenannten „Judenedikts“, der Matrikelparagraph in Kraft. Dieser schrieb vor, dass jeder jüdischen Familie eine Matrikelnummer zugeordnet werden musste. Pro Gemeinde war jedoch nur eine bestimmte Zahl an Matrikelstellen erlaubt. Das bedeutet, es durften nur Juden zuziehen, wenn durch Tod oder Wegzug Matrikelstellen frei wurden. Der Paragraph blieb bis 1861 in Kraft.

In Georgensgmünd existierten 22 Matrikelstellen. Dies entsprach, je nach Familiengrößen, zwischen 70 und 120 Personen.



Er erließ das Bayerische Judenedikt, dessen Bestandteil auch der Matrikelparagraph war: M. J. von Montgelas. ©



Die neue Mikve aus dem Jahre 1836. Bild: P. Kimmelzwinger

Ungeachtet dieser Einschränkung wurde die Synagoge 1836 um ein Lehrerhaus erweitert. Im Zuge der Bauarbeiten wurde auch die neue Mikwe errichtet. Nach dem Verbot des Betreibens einer Keller-Mikwe musste diese nun für rituelle Waschungen genutzt werden.

Die langsame Auflösung der jüdischen Gemeinde in Georgensgmünd

Das Jahr 1871 brachte endlich die rechtliche Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung. Es läutete aber auch das Ende des Landjudentums ein. Wer wollte schon im Dorf bleiben, wenn die Städte endlich frei zugänglich waren und so viele neue Möglichkeiten boten? Gerade die jungen Leute ließen das Landleben hinter sich und eroberten die Städte. Eine Entwicklung, die auch vor Georgensgmünd nicht Halt machte. Gab es in der Rezatgemeinde 1889 noch 30 jüdische Schulkinder, war es 1935 nur noch ein einziges.

יטע

Jüdische Schüler in Georgensgmünd

Entwicklung von 1889–1935

1889	30 Kinder
1900	9 Kinder
1913	7 Kinder
1923	3 Kinder
1935	1 Kind

Selten bekam man die benötigten zehn Männer (Minjan) für einen Gottesdienst zusammen.

Parallel zu dieser Entwicklung spürte man den, im ganzen deutschen Reich kontinuierlich anwachsenden, Antisemitismus, der auch vor Georgensgmünd nicht Halt machte.

„Der judenverseuchte mittelfränkische Markte Georgensgmünd“ titulierte das Propagandablatt „Der Stürmer“ im Jahr 1924.

Sechs Jahre später wurde der jüdische Friedhof der Rezatgemeinde erstmals geschändet (vgl.: Kuhn, „Der jüdische Friedhof Georgensgmünd“, S. 125), auch von Hetze durch die NS-Ortsgruppe wurde berichtet.

Kein ungewöhnlicher Vorfall: Nicht nur im ländlichen Raum, auch in den tendenziell liberaleren Großstädten bemerkte man das sich aufheizende antijüdische Klima.



Geschändeter Grabstein des Jüdischen Friedhofs Georgensgmünd. Bild: Gemeinde Georgensgmünd

Die Vertreibung der letzten Juden aus der Gemeinde 1933 bis 1938

Zum Zeitpunkt der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten lebten noch 35 Bürger jüdischen Glaubens in Georgensgmünd.

Die Angriffe gegen sie wurden immer offener und direkter. Das Bezirksamt Schwabach erließ 1934 ein „Verbot der jüdischen Sprache im Geschäftsverkehr“. Der damalige Bürgermeister von Georgensgmünd, Karl Minnameyer, folgte der neuen antisemitischen Rhetorik und sprach vom „jüdischen Schmarotzer.“

(zit. nach „Die Anderen, S. 262)

Er drohte: „Wer den Juden kennt, kennt den Teufel.“

1937 wurde den letzten heimischen jüdischen Händlern die Gewerbelegitimation entzogen.

Zeitgleich wurden auch die, noch not-

dürftig durchgeführten, Gottesdienste in der Synagoge eingestellt.



Fasching 1936 in Gmünd: Die Vertreibung der Juden wird gespielt. Bild: Gemeinde Georgensgmünd

Gerade einmal 13 Juden lebten noch in Georgensgmünd, als auch hier, wie an insgesamt über 1 400 Orten, am Abend des 9. Novembers 1938 geplündert und verwüstet wurde. Einige von ihnen, wie Emanuel und Ludolf Heidecker, wurden in „Schutzhaft“ genommen, ihre Wohnungen und Häuser verwüstet.

Dass die Synagoge der „Reichskristallnacht“ nicht zum Opfer fiel, lag daran, dass die Kultusgemeinde das Gebäude

nur wenige Wochen vorher verkauft hatte – an den benachbarten „arischen“ Bäckermeister Johann Peter Meier. Die Wertgegenstände wurden höchstwahrscheinlich in die Obhut der Israelitischen Kultusgemeinde München gegeben.

Verwüstungen gab es aber dennoch: Fenster jüdischer Häuser wurden eingeworfen, Besitz zerstört oder entwendet, Menschen in „Schutzhaft“ verschleppt.



Die ehemalige Bäckerei Meier am Georgensgmünder Marktplatz. Bild: Gemeinde Georgensgmünd

Am 29. November schließlich, nur zwanzig Tage nach der Reichspogromnacht wurden die letzten vier jüdischen Hausbesitzer in einem Brief aufgefordert,

ihre Angelegenheiten bis zum 1. Januar 1939 zu regeln und Georgensgmünd zu verlassen – „aus Gründen der Ruhe und Ordnung ... und Ihrer eigenen Sicherheit.“ Das Eigentum der Familien ging, wie es zu dieser Zeit Praxis war, für einen Bruchteil seines Wertes in den Besitz der Gemeinde über.

Ende Dezember 1938 las man in der Rother Volkszeitung: „Georgensgmünd ist judenfrei. Vergangenen Freitag sind die letzten Juden von Georgensgmünd abgewandert.“

Bürgermeister Minnameyer, er gründete 1928 auch die Ortsgruppe der NSDAP, schrieb dazu in einem Vorwort zur Schwabacher Stadtgeschichte 1940: „Dem harten, konsequenten Kampf der Nationalsozialisten ist es endlich 1938 gelungen, den letzten fremdrassigen Parasiten zu vertreiben. Mögen kommende rassebewußte Geschlechter dafür sorgen, dass unser Rezatdorf für immer judenfrei bleibt .

(zit. aus: Schwaiger, Georgensgmünd, S. 345)



Jom Kippur Feier der jüdischen DPs in der Synagoge von Georgensgmünd.
Repro: www.nurinst.org

Displaced Persons – Das kurze Wiederaufleben jüdischen Glaubens in Georgensgmünd

Kurz nach Kriegsende kamen die ersten „Displaced Persons“ nach Georgensgmünd. Bis 1949 lebten hier bis zu 35 KZ-Überlebende und Flüchtlinge, auf eine mögliche Ausreise in die USA oder nach Israel wartend. Für wenige Jahre wurde die Synagoge wieder genutzt, jüdische Feste wie Jom Kippur begangen. 1949 verließen dann auch die letzten Georgensgmünder DPs Deutschland auf dem Weg in eine bessere Zukunft.

Nie wieder fand ein Gottesdienst in der Synagoge statt.

Das Ende des jüdischen Lebens in Georgensgmünd bedeutete jedoch nicht, dass man sich gegenseitig vergaß: Noch heute gibt es einen regen Austausch zwischen den Nachfahren jüdischer Gmünder in der ganzen Welt und der Gemeinde. Mehrmals im Jahr kommen Besucher aus Israel, den USA oder Großbritannien, um die Gräber ihrer Großeltern, Urgroßeltern und anderer Verwandter zu besuchen, die Synagoge zu besichtigen und sich auszutauschen über die gemeinsame Vergangenheit ...

Steinerne Erinnerung

Synagoge, Gedenkstein, Taharahaus und Jüdischer Friedhof

Heute sind es nur noch die steinernen Zeugen, die an die Zeiten jüdischen Lebens in Georgensgmünd erinnern. Sie verbinden Vergangenes mit Gegenwärtigem und sind eindrucksvolle Mahnmale der Verbrechen und Gräueltaten des Nationalsozialismus ...

Die Ehemalige Synagoge

Die Synagoge von Georgensgmünd wurde 1734 erbaut und 1735 eingeweiht. Bereits vor dem Dreißigjährigen Krieg hatte es, wahrscheinlich unweit vom Jüdischen Friedhof, eine „Judenschul“ gegeben. Das heute noch erhaltene Ensemble aus der Synagoge mit ihren zwei Ritualbädern (Mikwen), dem Lehrerwohnhaus sowie dem großen Friedhof mit Taharahaus von 1723 gilt in dieser Zusammenstellung

im süddeutschen Raum als einzigartiges Zeugnis jüdischen Lebens auf dem Lande.

Die ehemalige Synagoge wurde 1988 von der Gemeinde aus Privatbesitz erworben und umfangreich restauriert. Bereits 1987 wurde im Deckengewölbe die Genisa der jüdischen Gemeinde gefunden. Eine Genisa ist ein oft vermauerter Hohlraum, der religiöse Gegenstände beherbergt, die nicht mehr genutzt, aber auch nicht weggeworfen werden dürfen.



Bild: Gemeinde Georgensgmünd

Die entdeckten Schriften und Textilien wurden restauriert und sind nun Teil der Ausstellung.

Das in typisch fränkischer Bauart errichtete Gebäude ist durch die charakteristische Ausbuchtung (Tora-Nische), die drei Rundfenster (Oculi) nach Osten und den hebräischen Türspruch als Synagoge erkennbar.

Der Spruch über der Eingangstür lautet: 494 (א 1734) „Öffnet mir die Tore der Gerechtigkeit.“

(nach Psalm 118, 19)

Von der Inneneinrichtung ist heute nichts mehr erhalten. Als Bet- und Versammlungsraum (bet kneset) war die nach Osten (Jerusalem) ausgerichtete Synagoge am Sabbat und an den jüdischen Feiertagen Ort der Lesung und des Psalmengesanges.

Wichtigster Teil des Synagogenraumes ist die Tora-Nische an der Ostwand. Hier befand sich früher der Tora-Schrein (aron hakodesch) – Aufbewahrungsort der Tora- und Schriftrollen. Vermutlich war er der Bundeslade nachempfunden und mit einem Vorhang verdeckt.



Tora-Nische und Wandmalereien.
Bild: P. Kimmelzwinger

Die hebräischen Buchstaben links und rechts der angedeuteten Krone (Bild oben) über der Tora-Nische bedeuten „keter tora“, Krone der Tora (≙ Die Herrschaft gebührt dem Gesetz).

An der West- und Nordwand befinden sich die beiden Frauenemporen. Sie sind über das Lehrerhaus zugänglich.

Die Wandmalereien stammen – bis auf wenige Ausnahmen – aus dem Jahr 1914. Dazu gehört auch der Vorhang um die Tora-Nische. Die ältere Malerei aus der Entstehungszeit der Synagoge ist nur

teilweise freigelegt. Sie ist höchstwahrscheinlich das Werk des polnischen Wandmalers Elieser Sussmann, der sich zu dieser Zeit in der Region aufhielt und mehrere Synagogen in einer, sonst nur in Galizien anzutreffenden, bildreichen, volkstümlichen Art ausmalte (so in Bechhofen, Kirchheim, Horb, Colmberg und Unterlimpurg).

Im jüdischen Ritualbad (Mikwe) reinigte sich die rituell unrein gewordene Person (Mann oder Frau) durch Untertauchen, um die „tohora“ genannte Reinheit wieder zu erlangen. Die Mikwe musste

„ungeschöpft“ sein, d. h. aus reinem Zufluss „lebendigen Wassers“ (Quelle, Fluss) gespeist werden, und tief genug, dass ein Erwachsener ganz untergetaucht werden konnte (mindestens 762 Liter). Während sie in biblischer Zeit für verschiedene Reinigungsrituale von Männern und Frauen benutzt wurde (vgl. 3. Mose, 13 und 15; 4. Mose 19 und 31), diente die Mikwe später vor allem Frauen nach der Menstruation als Badestätte.

Nach dem Verbot der Kellermikwen wurde 1836 eine neue oberirdische Mikwe gebaut. Die Kellermikwe blieb trotzdem erhalten und kann im Rahmen von Führungen besichtigt werden.

Zeitgleich mit dieser Mikwe erweiterte man 1836 auch das zur Synagoge gehörende Lehrerwohnhaus, das bis ins 20. Jahrhundert hinein Unterrichtsort für jüdische Schüler war.



Wandmalerien von Elieser Sussmann aus dem Jahr 1734/35.
Bild: Gemeinde Georgensgmünd



Die Vertäfelung der Synagoge von Unterlimpurg bemalte Elieser Sussmann, 1738/39. Sie ist nun im Schwäbisch-Hällischen Museum in Schwäbisch Hall zu sehen. Links der Tora-Schrein; Bild: E. Schultheiß



Die alte Mikwe von 1735. Bild: Gemeinde Georgensgmünd



Der Gedenkstein vor der Synagoge.
Bild: Gemeinde Georgensgmünd

Eine digitale Reise durch die Zeit

Wer die Ehemalige Synagoge als aktives Gotteshaus des 19. Jahrhunderts kennenlernen möchte, ist herzlich zur digitalen Zeitreise eingeladen. Besucher können mithilfe einer VR-Brille (Virtual Reality) mehr als 180 Jahre in die Vergangenheit reisen und einen Blick auf längst Vergangenes werfen.

Der Gedenkstein

Im Mai 2000 wurde auf dem Platz vor der Synagoge ein Gedenkstein des Georgensgmünder Bildhauers Reinhart Fuchs für die jüdischen Opfer der NS-Zeit errichtet. Als Mahnung für Toleranz und Menschenwürde trägt der helle Kalkstein die Namen der ermordeten Juden aus Georgensgmünd, Thalmässing, Schwabach und Roth. Er steht fest auf dem Davidstern als Grundlage des Glaubens. Ein Granitstein aus Flossenbürg lehnt sich dagegen und erinnert an das KZ und die dort praktizierte Vernichtung durch Arbeit.

Besonders berührte an der Übergabe die Teilnahme des damals 88-jährigen Fritz Josef Heidecker aus Israel, wo er seit 1934 lebte. Sein Vater Abraham war 1938 im Übergangslager in München gestorben, die Spur seiner Mutter Sophie verliert sich nach ihrem Transport in den Osten. Für beide gab es nie einen Grabstein. Als der betagte Sohn ihre eingravierten Namen auf dem Stein berührte, schien er am Ziel eines innigen Wunsches: Seine Eltern bleiben nicht länger namenlos und ihr Schicksal unvergessen.

Friedhof mit Taharahauss

Der Friedhof wurde bald nach seiner Gründung (siehe: „Die Anfänge jüdischer Besiedlung in Georgensgmünd“) zu einem Verbandsfriedhof, auf dem auch die jüdischen Gemeinden aus Roth, Thalmässing, Schwabach und Windsbach beerdigten.

Auf einer Fläche von 11800 Quadratmetern sind etwa 1800 Grabsteine erhalten. Die Grabsteine, manche zum Teil bereits

versunken, tragen hebräische, die jüngeren oft auch deutsche, Inschriften. Der älteste stammt aus dem Jahr 1594. Die letzte Bestattung fand im Jahr 1948 statt.

Im Unterschied zu den christlichen Riten bleiben jüdische Grabstätten dauerhaft bestehen und werden nicht instandgehalten. Das erklärt die teils verwitterten, teils versunkenen Steine, die das Bild des alten Friedhofsteils prägen.



Versunken und verwittert: der alte Teil des jüdischen Friedhofs Georgensgmünd. Bild: P. Kimmelzwinger

Taharahaushaus

Das renovierte Taharahaushaus (Totenwaschhaus) am Eingang gehört zu den ältesten dieser Größe in Bayern.

Erbaut wurde es 1728 – sechs Jahre vor der Synagoge. Es besteht aus dem

Wasch- und Aufbereitungsraum, in dem die Toten gereinigt wurden, sowie zwei Trauerräumen (getrennt nach Männern und Frauen) und einer kleinen Wohnung für den Friedhofswärter.



Das Taharahaushaus Georgensgmünd. Bild: P. Kimmelzwinger

” **Mischpoke** משפחה

Familie, Gesellschaft, Bande

Niemals vergessen

Die jüdischen Familien und ihre Schicksale am Beispiel der Gerns.

32 in Georgensgmünd geborene Juden wurden während der NS-Zeit deportiert und ermordet. Unter ihnen auch Mitglieder der Familie Gern. Die Gerns waren eine der alteingesessenen Familien im Ort – angesehen, aktiv in das Vereinsleben involviert, Gemeinderäte, im lokalen Handel tätig.

Das alles änderte sich mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933.



Der Lerchenbuck - die heutige Bahnhofstraße - wurde von Pfarrer Frank als „Judenspalier“ bezeichnet. Alle Gebäude auf dieser Straßenseite, mit Ausnahme des zweiten von oben, befanden sich um 1900 in jüdischem Besitz. Das vordere Gebäude bewohnte **Moses Gern** (kleines Bild) mit seiner Familie bis zu seinem Tod 1906. Moses war mit Regina Heilmann aus Burghausen verheiratet. Sie hatten zwei Söhne: **Heinrich** und **Karl**.



Das Haus von **Bernmann Gern** (kleines Bild) in der heutigen Petensgmünder Straße 10. Die Mutter von Moses und Bernmann war Bunde Heidecker, Lämmlein Hirsch Heidecker demnach ihr Onkel. Alle nach 1900 noch am Ort lebenden Heideckers waren ihre Vettern. Bernmann, der auch Gemeinderatsmitglied war, starb 1903, seine Frau Luise, die aus Burghausen stammte, 1907. Sie hatten drei Kinder: **Carl, Louis** und **Rosa**.



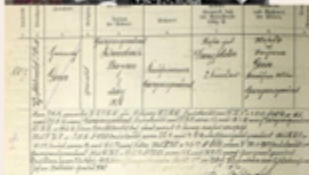
Karl Gern

Heinrichs Bruder Karl Gern war Mehrländler, heiratete Helene Kahn und zog 1913 nach München. Drei Kinder gingen aus der Ehe hervor: Martin, Fritz und Hans. Die Familie floh 1940 in die USA. Die Kekse, die Helene buk, werden noch heute von ihren Nachkommen gerührt.

Obere Bildreihe, v.l.n.r.: Karl Gern im Jahr 1940, daneben im Jahr 1901, das dritte Bild zeigt seine Frau Helene.



Zwei der drei Söhne: **Fritz** (l.), der 1937 in die USA ausgewanderte, gegen Nazi-Deutschland kämpfte und 1944 fiel. Er wurde ausgezeichnet mit dem Purple Heart, Combat Infantryman Badge, American Campaign Medal und der World War II Victory Medal. **Martin** (r.) wanderte 1937 nach Palästina aus. Der dritte Sohn Hans war schon 1935 nach New York ausgewandert. Von ihm ist kein Bild bekannt.



Heinrich Gern

Gern gehörte zu den angesehensten Juden am Ort. Der „Heiner“ war in vielen Vereinen Mitglied und ein erfolgreicher Kaufmann, der überwiegend im Hopfengeschäft tätig war. Aus seiner Ehe gingen die Töchter Emma und Anna Beate hervor. Er zog 1914 in den Krieg und er war der einzige Gründer Jude, der nicht zurückkam.

Obere Bildreihe, v.l.n.r.:

1. Bild: Heinrich Gern, geb. 1878, um 1900.
2. Bild: Als Gemeinderat bei der Einweihung des Sanatoriums 1912
3. Bild: Sein Grab in Frankreich
4. Bild: Seine Frau Rosa, geb. Dingfelder

Das große Bild zeigt einen Auszug aus der Stammtafel und gibt an, dass er am 27. März 1918 bei einem nächtlichen Fliegerbombenangriff ums Leben kam. Heinrich war nicht nur Unteroffizier und Offiziersstellvertreter gewesen, er hatte seit 1917 als Verpflegungsoffizier fungiert.



Carl Gern

Carl Gern (geb. 1875) war lange Zeit Barons der Gemeinde. Er führte die Grün- der Juden in schwerer Zeit. Carl saß in den 1920er Jahren im Rat der Gemeinde. Er erlebte hautnah die antisemitische Veränderung in den Vereinen.

Obere Bildreihe v.l.n.r.:

1. Bild: Carl Gern um 1900
2. Bild: Um 1935 und bereits gezeichnet. Er starb 1936 und war der letzte Jude, der in Gmünd begraben wurde. Mit auf dem Bild: Links Sohn **Berthold**, rechts Tochter **Betty**. Hinter ihm steht seine Frau Johanna, geb. Neumark.



Rosa Gern

(geb. 1878) heiratete 1903 Bernhard Sonder in Kitzingen. Sonder starb 1938, Rosa 1940. Bis zu ihrem Tod lebte bei ihr nach deren Wegzug aus Gmünd Rosa Sohn. Die Ehe war kinderlos geblieben.

Obere Bildreihe v.l.n.r.:

1. Bild: Rosa um 1940.
2. Bild: In Kitzingen. V.l.n.r.: Recha und Louis Gern, vome deren Sohn Kurt Jeremias, Bernhard Sonder, Rosa Sonder.



Louis Gern

Louis Gern (geb. 1877) heiratete 1909 Recha Kahn in Kitzingen und betrieb dort einen Schuhgroßhandel in der Bismarckstraße 11. Drei Söhne gingen aus der Ehe hervor: **Berthold**, **Kurt Jeremias** und **Heinz**. Louis und Recha wurden 1942 nach Łódź deportiert und kamen dort um.

Obere Bildreihe v.l.n.r.:

1. Bild: Louis Gern um 1940
2. Bild: um 1900
3. Bild: Seine Frau Recha um 1940





Jüdischer Friedhof

ehemalige Judengasse,
jetzt Deisingerstraße

עקבות ה יהודי פפנהיים



Spuren der Pappenheimer Juden



Zeitreise vom Mittelalter ins 21. Jahrhundert

Die im Laufe der Jahrhunderte in mehrere Linien verzweigte Adelsfamilie von Pappenheim hatte seit dem Ende des 12. Jahrhunderts das Erbamt des Reichsmarschalls inne. Damit oblag denen von Pappenheim u. a. die für die Juden im Reich wichtige Vergleitung (gesicherte Duldung) bei Reichs- und Krönungstagen. Zur Deckung ihrer Ausgaben konnten sie „Judensteuern“ aus Städten wie Nürnberg, Augsburg und Regensburg einziehen. In der Mitte des 14. Jahrhunderts wurden ihre kaiserlichen Privilegien bezüglich der Juden bestätigt und erweitert. Seit spätestens dieser Zeit gab es in Pappenheim eine jüdische Gemeinde, die wohl nie vertrieben wurde und kontinuierlich bis zum 20. Jahrhundert an diesem Ort ansässig war. Zwar blieb die Anzahl der hier zugelassenen jüdischen Familien über Jahrhunderte auf wenige beschränkt, doch war diese kleine Gemeinschaft bestens vernetzt.

Zu den Regensburger Juden entwickelte sich eine besondere Beziehung aufgrund des Immerwährenden Reichstages (1663 bis 1806). Die dauerhaft eingerichtete Regensburger Kanzlei der Pappenheimer versuchte, den Judenschutz gegenüber der Reichsstadt und den kursächsischen Beamten sicherzustellen. Den Juden eröffnete sich eine, wenn auch eingeschränkte, dauerhafte Ansiedlung in Regensburg, die Möglichkeit eines Asyls und des Begräbnisses in Pappenheim.

Seit dem 17. Jahrhundert waren Synagoge, Mikwe, Rabbinerschule und Friedhof in Pappenheim ein kleiner, aber wichtiger jüdischer Mittelpunkt. Mehrere Pappenheimer Juden wurden in Bezirksamtern tätig als Bezirksbarnoss (Vorsteher der jüdischen Bezirksgemeinde) oder Bezirkskassierer. Ihre Stellung bezogen sie nicht zuletzt aus der überregionalen Bedeutung des Pappenheimer Friedhofs. Der rechtliche Rahmen für die religiöse Gemeinde wurde in dem von der Herrschaft genehmigten Reglement vom

13. April 1747 formuliert mit Bestimmungen zu Begräbnissen, Armenwesen und Sanktionen bei Verstößen, die von Pfalz-Neuburg über Monheim, Brandenburg-Ansbach, Weißenburg, Ellingen, Oettingen sowie im Hochstift Eichstätt galten.



Synagoge Pappenheim von Innen. Bildarchiv HGV

Die damalige Judengasse war die wichtigste Handelsstraße, es gab kein Judenviertel oder gar eine Ghettoisierung, vielmehr war sie großer Handelsmittelpunkt mit der ganzen Welt.



Judengasse Pappenheim, um 1900. Bild: Bildarchiv HGV

Es begann die Blütezeit der Stadt Pappenheim. Unter der gräflichen Standesherrschaft lebten die jüdischen Bürger mit den Christen im gleichen Haus, teils vermieteten Christen Wohnungen an Juden, teils Juden an Christen. Die Straße war geprägt vom selbstverständlichen Neben- und Miteinander. Hier lebten die jüdischen Bürger, die sich nach dem Namen der Stadt „Pappenheimer“ nannten, unter der Standesherrschaft der Grafen zu Pappenheim, deren berühmtester Graf Gottfried Heinrich zu Pappenheim war. Treue und Zuverlässig-

keit der Pappenheimer Kürassiere unter diesem Grafen in der Schlacht gegen den schwedischen König Gustav Adolf in Lützen (Sachsen-Anhalt) beschrieb Friedrich Schiller in seinem Wallenstein: „Daran erkenn‘ ich meine Pappenheimer“. Die Soldaten waren auch für die Sauberkeit der Straßen zuständig und dass die Abtrittsgruben gereinigt wurden. Daher erkannte man auch an Geruch und Gefährte die Pappenheimer. In Nürnberg wurden die „Dullnraamer“ daher auch „Pappenheimer“ genannt.

Das repräsentativste jüdische Haus befindet sich in der Mitte der Straße. Es wurde 1848/49 vom vermögenden jüdischen Händler Abraham Fruhmet Reuthlinger erbaut, „Im Jahre der Welt 5608“. Die Judengasse wurde 1936 in Wilhelm-Deisinger-Straße, heute Deisingerstraße, umbenannt nach dem Ehrenbürger und Gründer von 36 Pappenheimer Vereinen. Noch heute ist diese Straße der Mittelpunkt der Stadt Pappenheim.



Judenfriedhof, 1920er Jahre. Bild: Bildarchiv HGV

Der älteste mittelfränkische jüdische Friedhof zeugt von jüdischen Lebensgeschichten Pappenheims und seiner Grafendörfer Osterdorf, Geislohe, Neudorf und Göhren. Am 10. März 2008 vermaß das Architekturbüro Bernd Marr aus Bamberg den Friedhof und erstellte einen Plan. Viele Gäste aus Berlin, Amerika, besonders das Ehepaar Ruth und Aaron Bruck aus Jerusalem, arbeiteten hier ganz begeistert.

Fotoausstellungen im Bürgersaal, unter Professor Joachim Greza organisierte Vorträge im Straßenmuseum und im Europäischen Haus, Klezmerkonzerte im Museum an der Stadtmühle, auf der Remise und in der evangelischen Kirche waren wichtiger Bestandteil der jüdischen Tage in Pappenheim ebenso wie die Schul- und Öffentlichkeitsveranstaltungen mit der Ersten Rabbinerin Dr. Yeal Deusel aus Bamberg, die in Pappenheim ihr Büchlein über die Beschneidung vorstellte.

Taufen von Juden

(aus der Zuttel-Chronik S. 12)

Mesner Martin Zuttel hielt Begebenheiten zwischen jüdischen und christlichen Bürgern in der Grafschaft Pappenheim fest. Diese „Zuttel-Chronik“ aus den Jahren 1703 bis 1739 transkribierte aus den Kirchenbüchern der Archivar und Ehrenbürger Hans Navratil, der HGV legte sie 2007 auf.

In der Chronik erwähnt werden einige Taufen von Juden: Im Juli 1705 kam ein Jude namens Coschel zum Grafen, er wolle sich taufen lassen. Am folgenden Tag besuchte er die Kirche. Am 4. Oktober 1705 wurde die Tochter eines Pappenheimer Juden auf den Namen Maria Johanna Scharlata getauft, u. a. fungierten Gräfin Carlin und der Graf als Paten.

An Ostern 1722 wurden nach Vernehmung auf dem Rathaus und einem neunwöchigen Urlaub ein 57-jähriger Mann, ein Ehepaar und ein zehn Wochen altes Kind aus Frankfurt an der Oder getauft.

Zuvor wollten sie in Eichstätt den katholischen Glauben annehmen und auch ihr Kind taufen lassen. Als antikatholische Spitze vermerkt Zuttel: „Weil ihnen aber die Lehre von des Menschen Satzung nicht eingegangen ist, sind sie fort und hierher kommen.“

Die Pappenheimer jüdische Familie Hirschbaum

Der aus Steppach stammende Buchdrucker Joseph Hirschbaum erwarb im bar 1841 die Seybold'sche Hofbuchdruckerei in der Herrngasse (jetzt Graf-Carl-Straße) und das Haus Nr. 5 in der Judengasse (heute Deisingerstraße 5). Hier wurde das Pappenheimer Wochenblatt gedruckt sowie Artikel, Abhandlungen und Bücher.

Er war von 1858 bis 1861 Vorsteher der jüdischen Gemeinde, dann sein Sohn Adolf Hirschbaum, der bis 1904 die Buchdruckerei weiterführte. Dem wiederum folgte Sigmund Hirschbaum.

Dann wurde die Druckerei an Julius Lampmann verkauft, der das Pappenheimer Wochenblatt im „Lampmannhaus“ weiterdruckte. Mit seiner verheirateten Tochter entstand unter Helga Daeschler ein Schreibwarengeschäft mit Postfiliale, und jetzt betreibt in diesem Geschäftshaus die Pappenheimer Galerie VanderGang in der ehemaligen Druckereiwerkstatt eine Töpferwerkstatt.

Das 100-jährige Bestehen des Geschäftshauses feierte im Jahre 2007 der Heimat- und Geschichtsverein (HGV) Pappenheim & Ortsteile e. V., der 2008 gegründet wurde. Von Anfang an beschäftigte man sich mit der Geschichte der Juden in Pappenheim und man bietet auch Führungen am jüdischen Friedhof an.



Deisingerstraße, vormals Buchdruckerei Hirschbaum.
HGV Pappenheim



Links: Grabstein Joseph Hirschbaum, Buchdruckereibesitzer
Seybold'sche Hofbuchdruckerei. Rechts: Grabstein Sigmund
Hirschbaum, Buchdruckereibesitzer. Bilder: P. Prusakow

Der jüdische Friedhof in Pappenheim im Spiegel von 1 000 Jahren jüdischer Sepulkralkultur

Seit spätestens dem 16. Jahrhundert war der fränkische Raum dicht besiedelt. Es gab eine Vielzahl von kleinen und größeren jüdischen Gemeinden, deren Gelehrte und Talmudschulen wie in Fürth oder Rödelsee überregionale Bedeutung erlangten. Die Pappenheimer Juden schickten ihre Söhne zum Studieren nach Frankfurt und verheirateten ihre Töchter nach Prag, die wichtigsten religiösen Zentren der Zeit. Zudem suchten hier immer wieder Juden den Schutz der Reichserbmarschälle und stärkten vorübergehend die jüdische Gemeinschaft.

Schon im Mittelalter hatte die jüdische Gemeinde in Pappenheim einen eigenen Friedhof. Ob dieser wie heute gegenüber der Altstadt nördlich der Altmühl lag, ist nicht bekannt. Dafür spricht, dass im Mittelalter jüdische Friedhöfe meist gut erreichbar vor den Toren der Städte lagen.

Mit der Vertreibung der Juden aus den mittelalterlichen Städten von der Pestzeit bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts wurden auch die Friedhöfe zerstört. So fand man Grabsteine des mittelalterlichen jüdischen Friedhofs in Regensburg in der Altstadt deutlich sichtbar verbaut und teilweise mit deutschen Inschriften versehen. Meist dienten sie als billig verfügbares Baumaterial wie beim Bau des Markusklosters in Würzburg, bei dessen Abriss man im Jahr 1987 über 1500 Grabsteine und Fragmente entdeckte.

Auch in Pappenheim fand man Teile mittelalterlicher jüdischer Grabsteine unter anderem im ehemaligen Augustinerkloster, darunter einen aus dem Jahr 1372.

Man wollte wohl den Triumph des Christentums über das Judentum symbolisieren.

Nach der Zerstreung der Juden in ländliche Gebiete war es den kleinen jüdischen Gemeinden in ihrer unsicheren Position



Judenfriedhof 20er Jahre. Bild: HGV Pappenheim

unmöglich, Grundbesitz zu erwerben. Die Anlage neuer Friedhöfe blieb vom Willen der Obrigkeit abhängig, war äußerst schwierig und mit hohen Kosten verbunden. So musste man vielerorts lange Wege auf sich nehmen, um den Verstorbenen eine würdige ewige Ruhe zu gewährleisten. In Pappenheim konnte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts der vermutlich auf das Mittelalter zurückgehende untere Friedhofsteil weiter belegt werden, danach erweiterte man den

Friedhof auf den gegenüberliegenden Hang. Dieser war zwar stellenweise steil und steinig, doch er blieb gut erreichbar und durch seine erhöhte Lage auch vom Ort aus sichtbar – im Gegensatz zu sehr vielen anderen jüdischen Friedhöfen, die an abgelegenen Steil- und Nordhängen, in Sumpfgebieten und anderen landwirtschaftlich nicht nutzbaren, aber auch für das Begraben ungeeigneten Stellen angelegt werden mussten, oft weit entfernt von den jüdischen Siedlungen.



Jüdischer Friedhof 2008. Bild: P. Prusakow

Im 16. Jahrhundert begannen die kleinen Gemeinden, sich in den Landjudenschaften territorial zu organisieren. Dies führte zur Gründung von Verbandsfriedhöfen, zum Beispiel des 1574 angelegten Friedhofs in Georgensgmünd, auf dem Verstorbene aus dem Ort selber, aus Roth, Schwabach, Windsbach und bis 1832 Thalmässing bestattet wurden. Auf jüdischen Totenwegen wurden Verstorbene aus Orten, in denen die Juden unter dem Schutz der Reichserb-

marschälle standen, nach Pappenheim gebracht, aus der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach, dem Deutsch-Ordensgebiet Ellingen, dem Fürstentum Pfalz-Neuburg, aber auch aus dem über 100 Kilometer entfernten Regensburg. Von hier dauerte der Transport auf einem Ochsengepann drei Tage.

Hier gab es seit spätestens der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Taharahaus, was die Bedeutung des Friedhofs

als Zentralfriedhof einer ganzen Region verdeutlicht, auf dem über Jahrhunderte mehr auswärtige als Pappenheimer Juden beigesetzt wurden. Das Taharahaus wurde in der NS-Zeit in ein Wohnhaus umgebaut, 1955 vom Landesverband an die Stadt verkauft und 1956 abgerissen.

Im 19. Jahrhundert ermöglichte die nach und nach erkämpfte bürgerliche Gleichstellung den Juden, Grundbesitz zu erwerben und Friedhöfe (vermeintlich) auf

Dauer anzulegen. So gründeten auch die Regensburger Juden 1822 wieder einen eigenen Begräbnisplatz und bestatteten nicht mehr in Pappenheim. Hier wurde der ältere untere Friedhofsteil 1825 für neue Beisetzungen hergerichtet. Da die Wiederbelegung eines Grabes ausgeschlossen ist, wurde das Gelände einige Meter hoch aufgeschüttet, was man beim Blick über die Friedhofsmauer noch gut erkennt. Dieser neue Friedhof diente nun nur noch der Pappenheimer Gemeinde.

Während der NS-Zeit wurden viele jüdische Friedhöfe systematisch zerstört, andere abgeräumt, die Grabsteine an Steinmetzen verkauft. Nur wenige Stätten blieben von Schändungen verschont. In Pappenheim wurde ein Großteil der Grabsteine beider Friedhofsteile entfernt und teilweise als Baumaterial verwendet. Das freie Gelände wurde mit Baracken bebaut. Die Mauer zum oberen Friedhofsteil trug man ab und verbreiterte den alten Weg zwischen den Friedhofsabteilungen deutlich. Nach dem Krieg wurden die Baracken entfernt und die

noch auffindbaren Grabsteine auf dem unteren Friedhofsteil auf reduzierter Fläche wieder aufgestellt. Die andere Hälfte des Areals wurde verkauft und ist heute überbaut. Ein Denkmal am alten Friedhof erinnert an diese Zerstörungen. Heute ist der Friedhof wie alle als geschlossen geltenden Friedhöfe Eigentum des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und steht unter Denkmalschutz.

Im Friedhof kann man aus der heutigen Lage der Grabmäler nicht auf die Reihenfolge der Beisetzungen schließen. Doch eine 1937 angefertigte (unvollständige) Gräberliste des Friedhofs weist für das 18. Jahrhundert immer wieder eine Reihe von nur Frauen- bzw. nur Männergrabsteinen nacheinander auf, was auf eine nach Geschlechtern getrennte Beisetzung deuten könnte. Auch Kindergrabsteine folgen oft mehrere nacheinander, ebenso Grabsteine von Rabbinern und anderen Amtsträgern; es wird also eigene Bereiche für bestimmte Personengruppen gegeben haben. Eine chronologische Abfolge der

Grabsteine, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts andeutet, wird im 19. Jahrhundert auf der neuen Friedhofsabteilung deutlicher, gleichzeitig häufen sich nebeneinander beigesetzte Ehepaare und Geschwister, teils mit einem gemeinsamen, teils mit getrennten Grabsteinen.

Grabmäler

Auf den ersten Blick erscheinen jüdische Grabsteine gleichförmig, sind aber doch variationsreich gestaltet.

Die Steine aus dem 11. und 12. Jahrhundert schließen oben meist gerade ab, spätestens im 13. Jahrhundert treten die ersten Rundbögen auf. Die Schriftfelder sind oft eingetieft, ihre Gestaltung wird im Laufe der Zeit vielfältiger. Im 17. Jahrhundert nimmt die Zahl der rundbogigen Abschlüsse deutlich zu. Spätestens jetzt entwickelt jede Region, jeder einzelne Friedhof sein Profil mit eigenen Formen und Stilen, oft beeinflusst von zeitgenössischen Strömungen wie Barock und Rokoko.

Der Pappenheimer Friedhof wird von filigran verzierten Tafeln aus Solnhofener Kalkstein bestimmt.

Das meist bogenförmige Giebelfeld bietet Platz für Symbole, Ornamente, bogenförmig verlaufende Schriftzeilen, die den Herkunftsort angeben. Die Zwickel sind oft mit floralen Motiven geschmückt, das Schriftfeld von angedeuteten Säulen flankiert.

Symbolik beschränkt sich bis ins 19. Jahrhundert hinein auf jüdische Symbole für die Nachfahren der Hohepriester und Tempeldiener, die segnenden Hände der Kohanim und die in Pappenheim häufige Levitenkanne, meist neben oder auf einer flachen Schale stehend. Zu den Amtssymbolen zählen unter anderem Beschneidungsmesser und Salbenfläschchen für den Mohel (Beschneider) und das Schofar (altes Musikinstrument aus dem Vordenen Orient, hergestellt aus dem Horn eines Widders) für das Ehrenamt des Schofarbläusers. Löwe, springende Hirsche und Wolf sind Namenssymbole,

die auf den Jakobssegen im Buch Genesis zurückgehen. Als Grabstein-Symbole für Gelehrsamkeit und besondere Frömmigkeit stehen Bücher, für Zedaka, die traditionelle Wohltätigkeit, die in Pappenheim besonders beliebte Darstellung von Zedakabüchsen für das Almosensammeln bzw. Hände, die Geld geben.

Noch im 20. Jahrhundert orientierte sich die Gemeinde an den alten Traditionen. Neue Grabsteinformen und -materialien blieben die Ausnahme.

Inschriften

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein waren jüdische Grabsteine nur hebräisch beschriftet. Die ältesten hierzulande erhaltenen Grabsteine aus dem Mittelalter tragen meist relativ kurze Inschriften, beschränken sich auf die jüdischen Namen mit Vatersnamen und Sterbedatum nach dem jüdischen Kalender, gerahmt von einer Einleitungsformel und einem abschließenden Segen. Dem entspricht die Inschrift eines in Pappenheim

gefundenen Grabmalfragments aus dem Jahr 1437.

Im Laufe der Zeit wurden die Inschriften erweitert durch einen Segensspruch, eine Lobrede auf den Verstorbenen mit wenigen Attributen, ausgeschmückt mit Reim und Wortspielen mit den Namen. Genannt wurden auch die Funktionen und Ehrentitel des Verstorbenen in seiner Gemeinde. Zu den jüdischen Namen traten vermehrt die Alltags- oder Rufnamen hinzu. Je wichtiger die verstorbene Person war, desto länger, ausführlicher und kunstvoller konnten die Inschriften werden.

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts wurden die hebräischen Inschriften sukzessive vom Deutschen verdrängt, das zunächst unter den hebräischen Inschriften und dann auf die Rückseite platziert wird. Dann werden beide Sprachen kombiniert oder hebräisch entfällt. Pappenheim blieb sehr lange den alten Traditionen treu, denn hebräische Inschriften werden erst seit den 1870er Jahren durch deutsche Texte ergänzt und erst im 20. Jahrhundert

einzelne Grabsteine nur noch auf deutsch beschriftet.

Herkunft der Grabsteine aus heimischen Solnhofener Plattenkalkbrüchen

Der Geologe Martin Röper untersuchte die Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof Pappenheim, deren Herkunft bisher nicht geklärt war. Bei zwei Begehungen und Untersuchungen im Jahr 2017 – bei einer war auch der alte erfahrene Steinbrecher Erich Satzinger aus Solnhofen dabei – wurde festgestellt, dass Kanten und Oberflächen der Steine nach dem Brechen bearbeitet wurden. Einige näher untersuchte Grabsteinsokkel bestehen sicher aus Solnhofener Platten. Beim Einsetzen in den Boden wurden diese zum Teil in Eisen eingesetzt, um sie zusammenzuhalten. Die dichten und harten

Grabsteine sind von Natur aus ebenflächig begrenzt und können als Weißjura-Plattenkalke bezeichnet werden. Die Qualität der Grabsteine ist der von Solnhofener Lithographiesteinen gleichzusetzen. Die auffälligsten Merkmale der Grabsteine sind ihre Größe und ihre außergewöhnliche Frostsicherheit. Daher waren sie einst teuer.

Aus welchem Steinbruch die Grabsteine stammen, ist nach Aussagen des Archivars der Stadt Pappenheim Hans Navratil nicht in schriftlichen Aufzeichnungen zu finden. Dagegen gibt es sichere Belege für großformatige Solnhofener Platten, die von der Solnhofener Steinbruchindustrie schon vor 1900 ins Ausland geliefert wurden, beispielsweise großformatige Lithographiesteine u. a. nach Paris. Für die Klärung der Herkunft wurden die Grabsteine mit dem Solnhofener Plattenkalk-Profil am Mörsheimer Hummelberg verglichen. Von den 37 Metern der Oberen Solnhofener Plattenkalke liegen die untersten vier bis sechs Meter unterhalb der Steinbruchsohle. Es ergab

sich, dass die Grabsteine genau den Solnhofener Platten im unteren Bereich des untersuchten Hummelberg-Profiles entsprechen. Die alten Steinbrecher wie der Mörsheimer Sepp Henle wussten genau, dass die tiefen Lagen frostsicher waren. Eine Herkunft aus dem Mörsheimer Steinbruchgebiet oder den unmittelbar angrenzenden Solnhofener Brüchen am Hummelberg ist denkbar. Im Mörsheimer/Mühlheimer Steinbruchgebiet konzentrierten sich früher frostsichere Steine, auch reichte der Abbau vermutlich tiefer in die geologische Abfolge der Oberen Solnhofener Plattenkalke hinab als westlich des Mörsheimer und Solnhofener Hummelberges. Vermutlich stammen die Steine aus tiefen Steinbruchbereichen, die heute nicht mehr aufgeschlossen sind.

”**meschugge** משוגע
jiddisch meschuga, verrückt, wahnsinnig

5



Jüdischer Friedhof

זיכרון של הקהילה היהודית בתלמסינג



Erinnerung an die jüdische Gemeinde Thalmässing



Thalmässings jüdische Geschichte

Allgemeines

Die schon früh besiedelte Kulturlandschaft der heutigen Marktgemeinde Thalmässing wird von der Europäischen Hauptwasserscheide durchzogen. Diese wurde hier gequert von der „Hohen Straße“, einem historischen Handelsweg, der von Nürnberg über Hilpoltstein und an Thalmässing vorbei nach Süden führte. Seine Spuren sind vor allem Hohlwegbündel, u. a. in den Fluren von Eysölden, Stauf, nördlich von Aue sowie am Albaufstieg nordöstlich von Reinwarzhofen. Diese Altstraße diente dem überregionalen Personen- und Warenverkehr, vergleichbar der heutigen Autobahn A9.

Kaiser Ludwig der Bayer, Patronatsherr der Kirche in Eysölden, übergab im 14. Jahrhundert die Ämter Stauf und

Landeck als Reichsbesitz an seinen Geldgeber und Verbündeten Friedrich IV. von Zollern und dessen Sohn Johann II., Burggraf von Nürnberg. Deren Nachfolger, die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, vereinigten die beiden Ämter zum Oberamt Stauf-Landeck. Dieses war nach dem 30-jährigen Krieg und der Pest fast entvölkert. Der Zuzug von Juden und die Ansiedlung evangelischer Exulanten (Glaubensflüchtlinge) aus Oberösterreich brachten wieder Leben ins Land um Stauf. Dies wirkte sich positiv auf Wachstum, Wohlstand und Handel aus. Im Jahr 1700 erhielten Eysölden und Thalmässing erneut Marktrechte.

Die Drei-Dörfer-Siedlung

Thalmässing setzt sich aus drei aneinander grenzenden Dörfern zusammen: Ober-, Mittel- und Unterdorf mit jeweils eigener Kirche. Im 17. und 18. Jahrhundert, als sich immer mehr jüdische Familien ansiedelten, wuchsen die drei Dörfer zu einer wirtschaftlichen Einheit zusammen.

”Schlamassel שלימסל

jiddisch Schlimasel
Unglück; vgl. Massel haben

Entwicklung der jüdischen Gemeinde

Nach der Vertreibung aus den Städten nahmen Markgrafen von Brandenburg-Ansbach in ihrem Fürstentum sogenannte Schutzjuden auf, die eine willkommene Einnahmequelle waren, denn sie mussten für das Recht, hier siedeln zu dürfen, bezahlen.

In Thalmässing ist 1480 der erste Schutzjude mit Familie nachzuweisen, kurzzeitig auch in Eysölden und Aue. Im Jahr 1600 erhielt ein Jude in Thalmässing einen fürstlichen „Geleitsbrief“. 1618 findet man die markgräfliche Bewilligung für fünf jüdische Familien mit Schutz in Thalmässing. Nach Ende des 30-jährigen Krieges ist im Ort nur noch eine jüdische Familie bekannt. 1674 stieg die Zahl auf acht

und 1689 auf 14 Familien. 1714 waren es 21 jüdische Familien mit 105 Personen, davon wurden zwei Familien als „Reiche“ bezeichnet.

Die Blüte der jüdischen Gemeinde geht vor allem auf die durch Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach (1603 bis 1625, s. S. 18) gelockerten Bestimmungen für Juden zurück. Er brauchte deren Kapital. Die Juden erhielten als Gegenleistung einen markgräflichen Generalschutzbefehl, dessen Jahresgebühr die Landjudenschaft als Gesamtheit aufzubringen hatte.

Der Lebensbereich (Wohnung, Geschäfte) der jüdischen Familien lag in Thalmässing vor allem im oberen und mittleren Dorf.

Die christlichen Geistlichen beobachteten jüdische Gemeinden mit Skepsis, es ging wohl vor allem um den Bestand der Pfarreien bzw. Einnahmen für Pfarrei. 1720 schrieb Johann Simon Beck, Pfarrer von St. Michael, einen Bittbrief an die

markgräfliche Kirchenbehörde in Ansbach, um weitere Ansiedlung von Juden im Ort zu verhindern:

„Die Judenschaft dahier ist in den letzten 70 Jahren [1650–1720] von einigen auf über 300 Seelen angewachsen ... [Seit 1660] haben sie ein Haus ums andere, sonderlich aus der obern Pfarrei, angekauft und sich so sehr vermehrt ... so werden dadurch die Pfarren, sonderlich meine Pfarrei, die ohnedies nur aus 22 Haushalten besteht, merklich geschwächt werden und mithin die Kirche, Schule und Almosen, weil die Juden keine jura stolae [Stolgebühren] entrichten, großen Abgang leiden. Daher in Erwägung dessen ergehete mein fußfälliges demütiges Bitten, mir gnädigste Assistenz zu leisten, dass nicht nur Marx Jammel Jud sein von Hans Pfahler erkaufte Haus nicht bewohnen darf, sondern auch, daß sämtliche Juden ihre jura stolae ... entrichten müssen.“

Im Jahre 1743 wurden 42 jüdische Familien mit 32 Häusern, 118 Kindern sowie Dienstboten im Ort verzeichnet. Die jüdische Bevölkerung im Bereich der

oberen Pfarrei war auf 227 Personen angestiegen. Die erneute Ausweisung aus dem Fürstentum Pfalz-Neuburg, also u. a. aus Heideck und Hilpoltstein, im Jahr 1741/42 hatte weiteren Zuzug gebracht.

Durch die Judenordnung von 1759 wurden Verträge zwischen Juden und Christen gültig, so dass ein geregelter Geschäftsverkehr möglich wurde. In dieser Zeit hatten die Juden im Markgraftum Ansbach eine ganze Reihe von Steuern zu zahlen, die nur von ihnen verlangt wurden.

Konvertiten

Im 18. Jahrhundert traten Juden vermehrt zum Christentum über. Mehrere Konvertiten wurden mit großem markgräflichem Machtgehabe in Eysölden in der Oberamtskirche getauft, beispielsweise 1713 die Tochter des Juden Joseph aus Thalmässing in Eysölden auf den Namen Christiane Gotthold. Taufpatin war Markgräfin Christiana Charlotte von Brandenburg-Ansbach.



Markgräfin Christiana Charlotte von Brandenburg-Ansbach, P. Drevet (1663–1738) nach H. Rigaud (1659 – 1743). ©

Zeit des Königreichs Bayern

Thalmässing hatte 1810 bis 1812 210 jüdische Einwohner, knapp 21 Prozent der Bevölkerung. Es gab mindestens 45 Matrikelstellen, dazu Stellen für Witwen von Schutzjuden und für Brödlinge (von der jüdischen Gemeinde versorgte Gemeindemitglieder wie Rabbiner, Vorsänger, Lehrer oder Totengräber) sowie Witwen von Schutzjuden. Im Jahr 1825 wurde Thalmässing bei der Einteilung der israelitischen Gemeinden Bayerns dem Rabbinatsbezirk Schwabach zugeteilt.

1832 konnte die jüdische Gemeinde Thalmässing einen eigenen Friedhof einrichten. Zuvor musste sie ihre Toten auf dem etwa 20 Kilometer entfernten Verbandsfriedhof in Georgensgmünd bestatten. Dort sind noch etwa 150 Grabsteine Thalmässinger Juden vorhanden.

1835 stieg die Zahl der Juden im Ort auf die Höchstzahl von 335 Personen an, ein Drittel der Gesamtbevölkerung.



Urkataster von Thalmässing. Die blauen Pfeile markieren die drei Kirchen, der rote die Synagoge. Bayerisches Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung

Davon lebten in den Pfarreien St. Michael und St. Marien 270 und in der Pfarrei St. Gotthard 65 Juden.

Die jüdische Gemeinde Thalmässing war nun die größte jüdische Landgemeinde auf dem Gebiet des heutigen Landkreises Roth.

Es war für den Markt eine gute Zeit: Bevölkerung und Ort wuchsen, der Handel blühte und Wochen- und Viehmärkte florierten.

1851 wurde Thalmässing dem Bezirksrabbinat Sulzbürg in der Oberpfalz zugeteilt. Der dortige Distriktrabbiner, Dr. Mayer Löwenmayer hatte familiäre Beziehungen zur Thalmässinger Familie Schülein.

Im Jahr der Matrikelaufhebung 1861 gab es in Thalmässing 57 jüdische Haushalte, die höchste, später nie mehr erreichte Anzahl. Von da an zogen immer mehr Juden in große Städte wie Fürth, Nürnberg und München oder in das Ausland, vor allem nach Amerika. 1867 gab es in Thalmässing noch 202 Juden (17 Prozent).

Zeit des deutschen Kaiserreichs

Die Bildung des Deutschen Kaiserreichs, brachte insbesondere für die Juden neue Lebensumstände, die Städte lockten verstärkt. Die Thalmässinger Juden waren mit ein paar Ausnahmen zumeist Kaufleute, die mit Stoffen und Landprodukten handelten. Sie hatten sich fest in die Strukturen des Marktgemeinde- und Vereinslebens integriert. Mit der Einführung von Standesämtern in Bayern im Jahr 1876 konnten Angehörige verschiedener Konfessionen heiraten, ohne die Religion wechseln zu müssen. Durch zunehmende Mischehen, in denen die Kinder meist getauft wurden, und



Am Kriegerdenkmal von Thalmässing ist unter den Vermissten auch der Jude Siegfried Rosenfeld aufgeführt. Die dunklere Farbe zeugte davon, dass der Name von Nationalsozialisten getilgt worden war und erst später wieder ergänzt wurde, 2008. Foto: E. Schultheiß

Abwanderung ins Ausland nahm der Anteil der jüdischen Landbevölkerung ab. 1880 waren es noch 112 und 1900 noch 67 jüdische Thalmässinger.

Zeit des 1. Weltkriegs und der Weimarer Republik

Im 1. Weltkrieg kämpften auch mehrere jüdische Soldaten aus Thalmässing an der Front, einige wurden verwundet. Der Unteroffizier Siegfried Rosenfeld, geboren am 18. November 1895 in Thalmässing, ließ am 16. August 1918 sein Leben. Die Errichtung des heute noch vorhandenen Kriegerdenkmals auf dem Markplatz wurde 1906/07 von jüdischer Seite großzügig finanziell unterstützt.

Um 1925, als 42 Personen der jüdischen Gemeinde angehörten (3,8 Prozent der Bevölkerung), waren Siegmund Süß-Schüleln und Ludwig Schüleln die jüdischen Gemeindevorsteher. Nur noch fünf jüdische Kinder besuchten die Religionsschule. Von den jüdischen Vereinen bestanden noch die Chewra Kadischa (Beerdigungsbruderschaft) sowie der „Israelitische Frauenverein“.

NS-Zeit und die Folgen

1933 lebten noch 33 jüdische Personen am Ort: die Familien Neuburger, Pappenheimer, Rachelsohn, Rosenfeld, Süß und Süß-Schüleln. Die Ortsgruppen der NSDAP verbreiteten NS-Propaganda im Ort und erschwerten den wenigen jüdischen Bürgern durch Demütigungen und Ausgrenzung das Leben. Ab 1933 hing die bössartig-diffamierende Zeitschrift „Der Stürmer“ am Marktplatz aus. Im Sommer 1933 kam es zu ersten Aktionen gegen Juden, so auch gegen die Lehrerfamilie Rachelsohn, die 1943 im Vernichtungslager Auschwitz umkam. Aufgrund von Repressalien und Folgen des wirtschaftlichen Boykotts wurden die Lebensbedingungen für die jüdischen Familien immer schwieriger.

An den Ortseingängen waren Schilder mit antisemitischen Parolen aufgestellt. Nach den Ereignissen des Novemberpogroms 1938 entschlossen sich die letzten jüdischen Bewohner wegzuziehen.



Die Synagoge von 1857 mit separaten Eingängen für Männer und Frauen. Bild: Bildarchiv H. Minderlein



Innenraum der Synagoge vor der Schändung, 1938. Bild: Bildarchiv H. Minderlein

Bis Mai 1939 hatte alle jüdischen Einwohner den Ort verlassen, einige konnten emigrieren. Vor allem ältere Personen aber verzogen innerhalb Deutschlands, z. B. nach Nürnberg oder München, was für sie meist mit Deportation und Tod endete.

Spuren der jüdischen Gemeinde

Die Synagoge

Die im 17. Jahrhundert wachsende jüdische Gemeinde Thalmässings erwarb um 1690 die alte örtliche Badstube und erbaute dort die erste Synagoge. In der Mitte des 19. Jahrhunderts errichtete die wohlhabende Landgemeinde an dieser Stelle eine größere Synagoge. Da Thalmässing inzwischen zum Rabbinatsbezirk Sulzbürg gehörte, wurde sie 1857 vom Distriktrabbiner Dr. Mayer Löwenmayer feierlich eingeweiht.



Die Synagoge vor ihrem Abriss im Jahre 1973.
Bild: Bildarchiv H. Minderlein

Die jüdische Gemeinde wurde immer kleiner, im Jahr 1937 schloss man die Synagoge. Sechs Tora-Rollen (Heilige Schriften) erhielt der Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden in München zur Verwahrung. Beim Novemberpogrom 1938 wurde die Inneneinrichtung der Synagoge, Möbel und Ritualien, zerstört. Das Gebäude blieb jedoch erhalten, da ein christlicher Nachbar es vorher erworben hatte. Das Synagogengebäude wurde im 2. Weltkrieg als Getreidespeicher benutzt. Später erwarb die Marktgemeinde das Gebäude, das bis in die 1960er Jahre als Turnhalle genutzt wurde. Am Foto

erinnern die Ringe an der Decke daran. Die Frauenempore war bis zuletzt vorhanden. Im Jahr 1973 wurde das Gebäude wegen Baufälligkeit abgebrochen und die zugehörige Mikwe zugeschüttet. Auf dem Grundstück wurde dann ein Wohnhaus erbaut.



Die Synagoge als Turnhalle: Die Ringe hängen vor der Frauenempore von der Decke herab. Bild: Bildarchiv H. Minderlein

ידי

Im Gedenken an die jüdische Gemeinde in Thalmässing

1531 Erste Erwähnung von Juden

1690 Bau der Synagoge

1832 Errichtung des Friedhofes

1857 Neubau der Synagoge

**1938 Pogrom und Vertreibung
der Juden**

1973 Abriss der Synagoge

Synagogen-Gedenkstein

Anlässlich des 1100-jährigen Jubiläums der Marktgemeinde im Jahr 2000 wurde unweit des einstigen Synagogenstandortes ein Gedenkstein für die ehemalige jüdische Gemeinde aufgestellt.

„What is so awesome about this place, it's a place of God., [Wie ehrfurchtgebietend ist dieser Ort, hier ist nichts anderes als Gottes Haus.]

Genesis 28, 17

Die Bibelworte auf der Bronzetafel suchte die 1926 in Thalmässing geborene Emma Smith gemeinsam mit ihrem Cousin Aharon Doron aus. Zur Einweihung reiste sie eigens aus Jerusalem an. Emma Smith, geborene Neuburger, war in Thalmässing aufgewachsen und 1935 dem Holocaust nach Amerika entkommen. Später lebte sie in Israel und starb 2009 in Jerusalem. 1996 kam sie auf Einladung der Marktgemeinde zu Besuch und erzählte von ihren Erinnerungen und im Friedhof von ihren Vorfahren, die hier ruhen und die in

Thalmässing gearbeitet und gelebt hatten. Für sie war Thalmässing, insbesondere der Friedhof, ein Stück Heimat.



Gedenkstein vom Jahr 2000.



Die zwei Spender-Tafeln in der Friedhofs-Mauer.
Foto: F. Prommersberger

Der jüdische Friedhof

Sichtbarster Nachweis der reichen jüdischen Geschichte Thalmässings ist der am Südhang in der Flur „Leiten“ gelegene jüdische Friedhof. Großzügige Spenden der ortsansässigen Familien Heidecker und Niedermeyer ermöglichten der jüdischen Gemeinde Thalmässing, 1832 den eigenen Friedhof mit Taharahauss einzurichten. Die beiden Tafeln mit hebräischer Inschrift neben dem Eingang in den Friedhof weisen darauf hin. Sie waren am Taharahauss angebracht, das 1968 abgerissen wurde.



Grabsteine im jüdischen Friedhof Thalmässing Der Stein mit schwarzer Marmorplatte trägt die Nr. 231. Fotos: F. Prommersberger

Die erste Bestattung auf diesem jüdischen Friedhof war das Kind Sußman-Süß, geboren am 2. Juni 1832 in Thalmässing, Sohn des Eisenhändlers Schielein Süß und seiner Frau Sara, geborene Löwenmayer aus der Lehrer- und Rabbinerfamilie in Sulzbürg. Der Bub wurde am 27. Juli 1832 in Thalmässing begraben. Auch Juden aus anderen Orten, die aus Thalmässing stammten, wurden hier bestattet, beispielsweise aus Eichstätt, wie zehn Grabsteine verraten.

Genutzt wurde dieser Friedhof bis zur endgültigen Vertreibung 1939.

Studiert man die Grabsteine, so erzählt der „Ort der Ewigkeit“ oder das „Haus des Lebens“, wie ein jüdischer Friedhof auch genannt wird, Geschichte und Geschichten. In hebräischer und auf der Rückseite oft in deutscher Sprache wird über Abstammung, Beruf, Bedeutung und Wertschätzung berichtet.

Einst gab es etwa 250 Grabstellen auf diesem Friedhof, heute sind es noch 129 Steine, denn in der NS-Zeit wurde der Friedhof nach der Vertreibung der jüdischen Bevölkerung geschändet, die Grabsteine entfernt und zu profanen Zwecken genutzt. Ein amerikanischer Soldat mit jüdischen Wurzeln in Thalmässing sorgte dafür, dass die noch vorhandenen Steine – etwa die Hälfte – auf den jüdischen Friedhof zurückgebracht und wieder aufgestellt wurden. Allerdings nicht an den zugehörigen Gräbern, wie das Durcheinander der Grabstein-Nummerierung zeigt. Dies widerspricht der jüdischen Sitte, dass ein Grab einer Person für die Ewigkeit gehört.

Der jüdische Friedhof wird heute von der Israelitischen Kultusgemeinde in München verwaltet und vom Markt Thalmässing und einer Projektgruppe der Mittelschule Thalmässing gepflegt.

Im Rahmen des LEADER-Projekts Tachles wurden die Grabsteine gelesen und



Das frühere Schulhaus im Schatten der Marienkirche.
Bild: Bildarchiv H. Minderlein

die hebräischen Inschriften übersetzt. In einer Datenbank sind sie nun weltweit zugänglich.

Die jüdische Schule

Mit der allgemeinen Schulpflicht im Königreich Bayern ordneten die jüdischen Gemeinden ihr bisheriges, auf Privatlehrern gründendes Unterrichtswesen neu.

Neben der vom Staat eingeräumten Möglichkeit, eine eigene jüdische Elementarschule zu betreiben, gab es die finanziell günstigere Variante einer Religionsschule. Die Kinder besuchten die christliche Schule und wurden darüber hinaus für einige Stunden in der Woche von einem von der jüdischen Gemeinde bezahlten Religionslehrer unterrichtet.

Die jüdische Gemeinde kaufte das alte Kantoratshaus bei der Marienkirche. In diesem zweistöckigen Walmdachbau wurde 1841 ein jüdisches Schulhaus mit Lehrerwohnung eingerichtet. Die Gemeinde erhielt dazu von der königlichen Kreisregierung 500 Gulden als Zuschuss aus der Staatskasse. Dieses Gebäude ist heute ein privates Wohnhaus.

”**Tohuwabohu** תהו ובהו

hebr. tohu wabohu wüst und wirr,
übernommen aus Gen 1,2 EU



Josef Schüleln, Portrait von Leo Samberger, 1907. ©

Josef Schüleln, die wohl bekannteste jüdische Persönlichkeit aus Thalmässing

Der in Thalmässing 1854 als Sohn eines Tuchhändlers geborene Josef Schüleln ist eine der bekanntesten jüdischen Persönlichkeiten in Bayern. Nach dem frühen Tod des Vaters zog die Familie – unter ihnen der halbwüchsige Josef – nach München und stieg durch eigene Leistung mit Hopfenhandel, später auch mit Bankgeschäften und Immobilien auf.

Die Gambrinusbrauerei in München-Haidhausen ersteigerte Schülein mit seinen Brüdern und seinem Schwager, einem Nürnberger Hopfenhändler, der sich mit 50 Prozent beteiligte. Sie modernisierten die Braustätte, die nach der Verbindung mit dem Münchner-Kindl-Bräu als Unionsbrauerei zur zweitgrößten in Bayern wurde. Diese fusionierte nach dem 1. Weltkrieg mit dem Münchner Löwenbräu, unter dessen Namen man nun firmierte. Josef Schüle in war im Aufsichtsrat und sein Sohn Dr. Hermann Schüle in ab 1924 Vorstandsvorsitzender.

In der NS-Zeit zog sich Joseph Schüle in nach zunehmender Hetze gegen das „Judenbier“ 1933 aus dem Unternehmen auf sein Schlossgut Kaltenberg zurück, wo er 1938 starb.

Josef Schüle in förderte in Not geratene arbeitslose Familien und wurde wegen seines großzügigen humanitären Engagements geschätzt. Seine Frau Ida richtete zu Beginn des 1. Weltkriegs eine Suppenküche ein, die bis zum Kriegsende mehr

als eine Million kostenlose Mittagessen abgab. Als Josef Schüle in 1938 auf Kaltenberg starb, begleiteten viele Kaltenberger ihren „Geheimrat“ und Menschenfreund zur Beerdigung auf den Neuen Israelitischen Friedhof im Münchener Norden.

Als die Verhältnisse zunehmend bedrohlicher wurden, emigrierten seine Kinder mit ihren Familien nach und nach in die USA. Dr. Hermann Schüle in ließ nach dem Krieg in großem Umfang Care-Pakete verteilen. Seine Grundstücke in München, auf denen Vertriebene Notunterkünfte errichtet hatten, überließ er der Stadt München, damit sie dort für diese Armen Unterkünfte baut. Er war also keineswegs verbittert über seine Heimatstadt München, kehrte aber nicht mehr zurück.

” Kaff כפר

hebr. kafar („Dorf“). Im Deutschen abgeleitet für „unbedeutendes, kleines Dorf, in dem nichts los ist“.

Erinnerungen wachhalten

Ausstellung 1998

Im November 1998 initiierten die evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden des Ortes die Ausstellung „Jüdische Heimat Thalmässing“. Recherchiert dazu hatte u. a. Irmgard Prommersberger.



Ein mehrseitiger Prospekt ist im Museum Fundreich am Marktplatz und im Rathaus erhältlich.

Gedenken am 9. November

Seit 2003 wird auf Initiative von Ursula Klobe jährlich am Jahrestag des Pogroms am Gedenkstein der Synagoge der Geschehnisse des 9. Novembers 1938 gedacht. Die schlichte, würdige Abendveranstaltung für die Bevölkerung gestalten Vertreter der örtlichen Politik und der Kirchen.

Stele zur Erinnerung an die Holocaust-Opfer

Die ehemalige jüdische Gemeinde Thalmässing hat mittlerweile ihren festen Platz in der Erinnerungskultur der Marktgemeinde. Das Wissen und die Aufarbeitung der Geschichte mit Höhen und Tiefen sind Verpflichtung für die Zukunft und sollen die Bevölkerung gegen Unrecht sensibilisieren. Darüber hinaus bildeten sich durch Besuche von Juden mit Wurzeln in Thalmässing Freundschaften, beispielsweise mit der Familie Neuburger.

Im September 2018 ließ die Gemeinde auf Initiative des örtlichen Schriftstellers Willi Weglehner neben dem Friedhof einen weiteren Gedenkstein aufstellen mit der Inschrift:

„Den Thalmässinger Juden, die der Nazi-Diktatur zum Opfer fielen. Sie haben weder Grab noch Grabstein.“

Eingemeißelt sind die Namen der 33 Thalmässinger Opfer des Holocausts. Neben vielen Vertretern des öffentlichen Lebens waren zur Einweihung auch Nachfahren der zum Großteil ermordeten Familie Neuburger aus Israel, den USA und aus Berlin angereist. Diese legten für ihre Angehörigen und die anderen Opfer nach jüdischem Brauch jeweils einen Stein an der Granitstele nieder. Abschließend sprach Nadav Smith, Urenkel eines ermordeten Thalmässingers, das Totengedenken in hebräischer Sprache.



Gedenk-Stele. Foto: F. Prommersberger



Der Initiator der Stele, Willi Weglehner, legte zum Gedenken einen Stein an die Stele. Foto: R. Unterburger

65

Jüdische Wörter und Wendungen



Das hebräische Wort Chai bedeutet "Leben" und ist eines der bekanntesten jüdischen Symbole. Es wird aus den beiden Buchstaben "Che" und "Jud" zusammengesetzt. Sie symbolisiert den Wert des Lebens und den Willen, dieses zu schützen.

Tachles

Jetzt geht's um jiddische Wörter und Wendungen.

Das ist dieses Teils Zweck – nichts anderes als „Zweck“ bedeutet das jiddische **tachles**. Wenn wir uns mit dem jüdischen Spracherbe in Mittelfranken befassen, müssen wir zuerst die beiden Sprachen hebräisch und jiddisch auseinanderhalten.

Hebräisch ist die Sprache des Alten Testaments und gehört nicht der indoeuropäischen, sondern der semitischen Sprachfamilie an. Aus der hebräischen Bibelsprache haben wir beispielsweise **Amen** („sicherlich“), **Allelu-jah** („Preiset (den) Herrn!“) und **tohu wa bohu** „wüst und leer“ (1. Mose 1, 2). Hebräisch war

bis zum 19. Jahrhundert nahezu ausgestorben und wurde mit der Gründung des Staates Israel als Amtssprache mit dem Namen „Iwrit“ wiederbelebt.

Jiddisch dagegen gehört in die indoeuropäische Sprachfamilie und spaltete sich im 13. Jahrhundert zunächst vom Deutschen ab. Es verbreitete sich über die deutschen Gebiete hinaus und entwickelte auch neue Dialekte. Vereinfacht gesagt ist jiddisch eine Mischung aus deutsch – gerade bei den häufigsten Wörtern – und hebräisch.

Wegen der deutschen Grundlage wurden viele ursprünglich hebräische Wörter, die Deutsch-Sprecher von Jiddisch-Sprechern oft hörten, mit deutschen Wörtern falsch gleichgesetzt. Wenn aus jiddi-

schem Munde immer wieder **hazloche u broche** kam und das deutsche Ohr „u“ als „und“ erkannte, wurde auch beim Rest Deutsches herausgehört und dann umgeformt:

„Hals- und Beinbruch“ sagt man heute, während die ursprüngliche Bedeutung „Glück und Segen“ war.

Ähnlich erging es der Wendung Schmiere stehen – von jidd. **schmiere** („Wachposten“). Und ein großer **kozen** „Reicher“ aus jiddischem Mund, wurde im deutschen Mund zu Großkotz.

Viel Jiddisches ging über die Gaunersprache, auch Rotwelsch genannt, ins Deutsche – die Wörter Gauner und Ganove selbst gehen aufs Jiddische zurück. Dies lag daran, dass Juden viele Berufe verboten waren. Geschäfte mit Zinsen waren für Christen nur mit Tricks religiös einwandfrei oder, wie es im Jiddischen und in ganz Europa heißt, **koscher**. Aber da Fortschritt in unserem Wirtschaftssystem

nur mit Krediten möglich ist, brauchte man jemanden, der sich darum kümmerte. So konzentrierten sich etliche Juden auf das Kreditvergabe-Geschäft. Gleichzeitig galten solche Zinsgeschäfte in vielen Augen als räuberisch. So kam es zur Verbindung des Jiddischen mit der Gauernersprache. Darüber erklären sich dann Wörter wie Moos, Mäuse oder Most (den der Barthel holt) für „Geld“, die eigentlich auf das jiddische Wort für „Geld, Geldbeutel“ zurückgehen (**môš**).

Auch „mauscheln“ durchlief eine Verwendungskette:

„sprechen wie ein (jüdischer) Geld-Händler“ -> „undeutlich sprechen“-> „betrügen“.

Manchmal hatten Juden **mazel** – „Glück/Schicksal“ (heute dt. Massel), manchmal **schlimmazel** „schlechtes Glück/Schicksal“ – heute dt. Schlamassel, auch vermasseln. Die Wörter rund um mazel sind ebenso

in anderen europäischen Sprachen gut zu finden.

Oft hatte ein Jiddisch-Sprecher **zores** – „Sorgen, Nöte“. Daraus wurde dann in deutschem Munde „Saures“. Es wurde mies und kam zum **Zoff**, jiddisch **mieser sof** (böses Ende). Im schlimmsten Fall ging man **pleite**, jiddisch für „fort, weg, flüchtig“ – ein Wort, das man auch im Polnischen und Niederländischen findet.

Praktisch nie ist eine jiddische Bezeichnung auf ein fränkisches **Kaff** beschränkt, jiddisch **kafar** („Dorf“), manchmal kann sie aber typisch sein fürs mittelfränkische **Gai**, jiddisch **gai** („Gebiet, Tal“).

Nimmt man beispielsweise **schmusen**, so gibt es das im Standarddeutschen für „zärtlich handeln“, aber in vielen Dialekten Mittelfrankens steht es traditionell für „Geschäfte kuppeln“, meist bei Vieh und kleineren unbelebten Waren, im südlichen Mittelfranken jedoch auch bei Immobilien.

In der allgemeinen Umgangssprache bedeutet **schofel** „von schlechtem Charakter“, in der Pappenheimer Region traditionell auch „geizig“. Das jiddische **kelef**, eigentlich „Hund“, findet man in Mittelfranken in der Form **Gloifl** für einen derben Menschen. Viele weitere Beispiele aus Mittelfranken liefert Alfred Klepschs Westjiddisches Wörterbuch.

Damit wollen wir jetzt – jiddisch gesprochen – unsere Gosch halten.

Prof. Dr. Joachim Grzega

Lehrstuhl für Englische Sprachwissenschaft an der Universität Eichstätt, Leiter Innovative Europäische Sprachlehre an der VHS Donauwörth, ehemaliger Leiter des Europäischen Hauses Pappenheim

Ein herzlicher Dank gilt allen, die mit ihrem Engagement, ihrer Mühe, ihrer Recherche, ihrem Wissen, ihren guten Ideen und ihrer Kreativität an der Erstellung der Broschüre beteiligt waren.

Erarbeitung und Erstellung der Texte

Prof. Dr. Joachim Grzega

(Lehrstuhl für Englische Sprachwissenschaft an der Universität Eichstätt, ehemaliger Leiter des Europäischen Hauses Pappenheim)

Nathanja Hüttenmeister

(Salomon Ludwig Steinheim Institut für Deutsch-Jüdische Geschichte)

Julian Karch

(Markt Thalmässing)

Ursula Klobe

(Markt Thalmässing)

Irmgard Prommersberger

(Heimatsforscherin, Lkr. Roth)

Renate Prusakow

(Vorsitzende des Heimat- und Geschichtsvereins Pappenheim)

Dr. Martin Röper

(Museum Solnhofen)

Shoshana Sauerbier-Tietz

(Gemeinde Georgensgmünd)

Eva Schultheiß

(Kreisheimatpflegerin, Lkr. Roth)

Für die gute Zusammenarbeit und die Unterstützung bedanken wir uns besonders bei folgenden Personen

Ines Beuthel (Gemeinde Georgensgmünd), **Friedrich Eckmeier** (LAG Monheimer Alb-AltmühlJura), **Anke Geißler** (Übersetzung der Grabsteininschriften), **Veronika Herb** (LAG Monheimer Alb-AltmühlJura), **Hartmut Hildebrand** (Heimat- und Geschichtsverein Pappenheim), **Andrea Karch** (Thalmässing, Korrektur), **Katharina Krach** (Stadt Pappenheim), **Sina Mixdorf** (LAG ErLebenswelt Roth), **Hans Navratil** (Stadtarchiv Pappenheim), **Joino Pollak** (Israelitische Kultusgemeinde), **Peter Prusakow** (Stadtarchiv Pappenheim), **Albert Rösch** (Roth, Korrektur), **Uwe Sinn** (ehem. Bürgermeister Pappenheim), **Dr. Reinhard Spörl** (Heideck, Korrektur)

In Zusammenarbeit



MARKT
THALMÄSSING



Nachweise

Literatur	
Gerd Berghofer	Die Anderen, Treuchtlingen-Berlin 2013 Die Andren – wie alles begann
Michael Brenner, Daniela Eisenstein	Die Juden in Franken, München 2011
Christoph Daxelmüller	Jüdische Kultur in Franken, Würzburg 1988
Klaus Fesefeldt	Schichtenfolge und Lagerung des Oberen Weißjura zwischen Solnhofen und der Donau (Südliche Frankenalb), Erlanger Geologische Abhandlungen, Heft 46, Erlangen, 1962
Sigfried Haenle	Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstentum Ansbach. Ansbach 1867 www.bavarikon.de/object/bav:BSB-MDZ-00000BSB10570438?lang=en
Robert Hess	Die Geschichte der Juden, Ravensburg 1993 Ecker, u.a. Geschichte der Juden in Nürnberg und Mittelfranken. In: Beiträge zur politischen Bildung Nr. 7 /1988, Nürnberg 1988
Peter Hirsch, Billie Ann Lopez	Reiseführer durch das jüdische Deutschland, München 1993
Philipp Kimmelzwinger	Georgensmünd – eine Spurensuche von Philipp Kimmelzwinger, Nürnberg 2014
Peter Kuhn	Jüdischer Friedhof Georgensmünd, Kunstdenkmäler von Bayern, Band 6, München Berlin 2006
Manfred Röper	Zur Kenntnis des Malm Zeta 2b und Zeta 3 im Steinbruchgebiet „Mörsheimer Hummelberg“ (Unteres Unterthion, Südliche Frankenalb). In: Archaeopteryx, 9, 1-19, 7 Abb., Eichstätt 1991 Paläoökologische Säulenprofile in Oberjura-Plattenkalken der Südlichen Frankenalb (ob. Kimmeridgium bis unt. Tithonium). Acta Albertina Ratisbonensia, 50, 2, Regensburg 1997/98

Manfred Röper, Günter Schweigert, Monika Rothgänger	Deutsche Stratigraphische Kommission, Subkommission für Jura-Stratigraphie: Jahrestagung 2001 in Solnhofen: Exkursionsführer, Gemeinde Solnhofen JHg.)
Axel Schwaiger	Georgensmünd. 700 Jahre Geschichte, Georgensmünd 2002
Heinrich Simon	Leben im Judentum – Jüdische Feiertage – Festtage im jüdischen Kalender, Berlin 2003 Leben im Judentum – Persönliche Feste und denkwürdige Tage, Berlin 2004
Torben Stretz	Juden in Franken zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit, Wiesbaden 2017
Jim G. Tobias	Vorübergehende Heimat im Land der Täter. Jüdische DP-Camps in Franken 1945-1949, Nürnberg 2002
S. Ph. de Vries	Jüdische Riten und Symbole, Rowohlt Taschenbuch, Hamburg 2006
Stadtarchiv Pappenheim	Ausgaben der Pappenheimer Zeitung Dokument über Ansässigmachung, Konzessionen für Josef Hirschbaum Wochenblatt für Pappenheim und Umgebung 1940 Nr. 1 und 13, gedruckt und verlegt in der Druckerei Josef Hirschbaum
Gemeindearchiv Thalmässing.	www.thalmaessing.de/deutsch/markt-thalmaessing/ge-schichtliches/historische-bibliothek Pfarrer Chr. Starck, Heimatgeschichte von Thalmässing, 1939 Irmgard Prommersberger, Thalmässings jüdische Geschichte, 2021
Staatsarchiv Nürnberg, Gesellschaft für Familienforschung Franken e. V	Die Judenmatrikel 1813-1861 für Mittelfranken, 2003

Webnachweise
• www.alemannia-judaica.de/synagogen_bayern.htm#Mittelfranken • www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/255388/juedische-displaced-persons • www.de.wikipedia.org/wiki/Chewra_Kadisha • www.de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_im_Deutschen_Reich_von_1933_bis_1945_zerst%C3%B6rten_Synagogen • www.hagalil.com/franken/ • www.hdbg.de • www.historisches-lexikon-bayerns.de • www.jfhk.de/matrikelgesetz-und-judenedikt/ • www.mittelalter-entdecken.de/juden-im-mittelalter-blutezeit-der-wuerzburger-gemeinde • www.nuernberg.de/internet/stadtportal/stadtgeschichte.html • www.nurinst.org/wartesaal-zur-emigration-juden-in-georgensgmueund-nach-1945 • www.synagoge-potsdam.de • www.tod-und-glaube.de • www.yadvashem.org/yv/de/exhibitions/dp_camps/index.asp

Impressum

Impressum	
Herausgeber	Gemeinde Georgensgmünd Stadt Pappenheim Markt Thalmässing 2021
Gestaltung	OAO KREATION GMBH Badstraße 1a , 92339 Beilngries
Druck	Schwarm Druck+Werbung Industriestraße 18, 91161 Hilpoltstein
Übersetzung	LPHATRAD Germany GmbH Lebacher Str. 4, 66113 Saarbrücken

In Zusammenarbeit der drei Gemeinden



www.georgensgmueund.de



www.pappenheim.de



www.thalmaessing.de